

Jugendbefragung an Aufenthaltssorten von Jugendlichen

Lehrforschungsprojekt an der Frankfurt University of Applied
Sciences – Fachbereich Soziale Arbeit und Gesundheit

Autor*innen: Marcel König, Maïke Reichartz und Verena Witte
Projektleitung: Celine Heinrich & Larissa von Schwanenflügel

Jugendbefragung an Aufenthaltsorten von Jugendlichen

Lehrforschungsprojekt an der Frankfurt University of Applied Sciences

Larissa von Schwanenflügel | Celine Heinrich | Marcel König | Maike Reichartz | Verena Witte

Inhaltsverzeichnis

1	Vorwort	1
2	Einleitung	3
3	Anlass, Auftrag und Anlage des Lehrforschungsprojektes	4
4	Ergebnisse der Jugendbefragung an Aufenthaltsorten von Jugendlichen	9
4.1	Jugendliche als Nutzer*innen öffentlichen Raums.....	9
4.2	Schule als zentraler Ort des Aufwachsens	12
4.3	Jugendarbeit als jugendspezifischer Ort	14
4.4	Jugendliche in ihrem Stadtteil und ihrer Stadt.....	15
4.5	Partizipation als Verständigung(sproblem)?	20
4.6	Jugendliche Partizipation im Generationenverhältnis	24
4.7	Partizipationserfahrungen Jugendlicher	25
5	Kurzzusammenfassung der Ergebnisse.....	29
6	Schlussfolgerungen und Handlungsempfehlungen.....	34
7	Quellenverzeichnis	38

1 Vorwort

Als Studierende durften wir die „Jugendbefragung an Aufenthaltsorten von Jugendlichen“ begleiten, darin mitarbeiten und mitwirken. Wir waren an der methodischen Entwicklung, der Umsetzung und Erhebung der Daten im Forschungsfeld und später auch an der Auswertung beteiligt. In der Diskussion der empirischen Daten untersuchten wir mit Blick auf den Forschungsauftrag unterschiedliche Narrative auf Dimensionen der Partizipation. Das Lehrforschungsprojekt war besonders wertvoll, weil uns Studierenden ermöglicht wurde, einen konkreten Transfer fachtheoretischer Inhalte auf die Praxis herzustellen und die einschlägige Praxis unter der Lesart des Forschungsprojektes näher kennenzulernen. Durch diese Doppelfunktion erhalten Lehrforschungsprojekte ihre besondere Qualität; weil sie nicht nur zur Weiterentwicklung des Feldes, sondern auch zur Ausbildung der Studierenden beitragen.

Besonders spannend waren für uns die Begegnungen im Feld selbst. In vielfältigen Interviewsituationen kamen wir mit unterschiedlichen Jugendlichen aus dem gesamten Stadtgebiet in Kontakt, die uns allesamt offen und bereitwillig aus ihrem Alltag berichteten. Dabei gab es Jugendliche, die bereits in ihren Narrationen Themenbereiche formaler Partizipation streiften, wiederum andere Jugendliche, die nicht dran denken würden, jemals in einem Gremium mitzuwirken. Es beruht auf einem gewaltigen Irrtum, würde der Schluss an dieser Stelle lauten: Es gibt da wohl bestimmte Jugendliche, die keine Lust auf Beteiligung und politisches Engagement haben.

Das Aufwachsen und die Gestaltung der eigenen Jugend in Frankfurt ist keineswegs trivial und in vielen Fällen mit gewaltigen Herausforderungen belebt. Diese Herausforderungen überformen in einigen Fällen die Jugendphase derart, sodass die Frage aufkommt, ob hier überhaupt noch von einem Jugendmoratorium ausgegangen werden kann. Viele Jugendliche sehen sich gewaltigen Drucksituationen ausgesetzt. Schulische Adressierungen, Anforderungen in den Übergang auf den Arbeitsmarkt, diskriminierende Erfahrungsräume, aber auch das Gefühl, zum Spielball ordnungspolitischer Maßnahmen zu werden, sind einige dieser Punkte, in die die Jugendphase oft eingekleidet ist. Jede*r Jugendliche* findet eine Welt vor, in der Kategorien wie Geschlecht*, Alter, Sexualität, Religion und nicht zuletzt sozialer Status, ihnen Wege bereiten, aber auch Türen verschließen können. Diese Kategorien sind eng gekoppelt an Bildungsbiografien, bestimmen nicht nur die Positionierung in der Gesellschaft, sondern auch den Zugang zur Partizipationslandschaft. Falsch wäre es, Gründe bei den Jugendlichen selbst zu suchen oder sie gar als ‚politikmüde‘ abzustempeln.

Wir als Studierende haben im Forschungsprojekt lernen dürfen, dass Partizipation selbst Ungleichheiten (re)produziert und daher größer und weiter gedacht werden muss, als auf ein Gremium oder Parlament reduziert. Gerade ein ‚Frankfurter Diskurs‘ über Jugendliche, in der über tatsächliche Rechte Jugendlicher gesprochen wird, könnte ein entscheidender Schritt in einen partizipativen Möglichkeitsraum für junge Menschen sein.

Ein besonderer Dank geht an dieser Stelle auch an jene, ohne die das Projekt gar nicht hätte stattfinden können, daher möchten wir uns noch einmal an die Jugendlichen direkt wenden: Wir bedanken uns für die langen und offenen Gespräche. Ihr habt uns Einblicke in eure Situation, in euren Stadtteil aber auch in euren Alltag gewährt. Wir durften euch an euren Orten, in eurer Freizeit „stören“ und ihr habt uns manchmal über Stunden erzählt. Vielen Dank!

Marcel König, Maike Reichartz, Verena Witte

2 Einleitung

Die Beteiligung von unterschiedlichen jungen Adressaten*innen an (kommunal)politischen Willensbildungs- und Entscheidungsprozessen ist ein vielfach formulierter Anspruch, der häufig zugleich eine Herausforderung darstellt: junge Menschen mit Partizipationsangeboten zu erreichen. Die Diskussion ist seit vielen Jahren geprägt von einer Sorge um ein fehlendes Politikinteresse, eine mangelnde Partizipationsbereitschaft und -fähigkeit junger Menschen; eine Wahrnehmung, die die Fridays-for-Future-Bewegung zumindest anteilig widerlegt. Das Interesse junger Menschen an Politik und politischem Engagement scheint - zur Erleichterung der Erwachsenenwelt - gestiegen. Der Eindruck, dass weniger privilegierte und mobile Jugendliche weniger eingebunden und schwieriger anzusprechen sind bleibt jedoch bestehen (vgl. Albert et al. 2019).

In der dominanten Diskussion um Partizipation geht es zumeist um von Erwachsenen initiierte und gesteuerte Konzepte und Formen, wie „Verkehrs- und Wohnungsfeldplanung, Stadtteilerkundungen, Spielplatzgestaltung oder Kinder- und Jugendparlamente“ (Bundesjugendkuratorium 2009:5) sowie Programme und Projekte auf Landes- und Bundes-Ebene bis hin zur Europäischen Union, in die junge Menschen eingebunden werden (sollen) – häufig mit sehr unterschiedlichem Erfolg. Es geht vor allem darum, sie für formale partizipative Verfahren in Schule, Vereinen und (Kommunal-)Politik zu gewinnen und damit zugleich an politische Partizipation heranzuführen. Auch in der Stadt Frankfurt am Main soll mit der Schaffung eines Jugendparlamentes Kindern- und Jugendlichen eine dauerhafte, formale Beteiligungsplattform eingeräumt werden. Hier sollen junge Menschen ihre Interessen vertreten und Einfluss auf die städtische Kommunalentwicklung nehmen können.

Ogleich politischem Engagement junger Menschen eine hohe Bedeutung beigemessen wird, verweisen empirische Studien darauf, dass das Interesse an formalen Partizipations-Kontexten, wie z.B. Parteien oder Gewerkschaften, schon längere Zeit abgenommen hat. Jugendliche sind diesen Formaten gegenüber misstrauisch und wählen verstärkt informelle, unkonventionelle und auch punktuelle Möglichkeiten der Beteiligung (vgl. Albert et al 2010, i.V.m. Albert et al. 2019, Gaiser und Gille 2012). Insbesondere vor dem Hintergrund unterschiedlicher Bildungspositionen zeigt sich zudem ein deutliches Gefälle im Politikinteresse junger Menschen. Die Shell Studie 2019 weist darauf hin, dass sich Jugendliche, mit einem formal höheren Bildungsabschluss nicht nur doppelt so häufig als politisch interessiert bezeichnen, als Jugendliche mit niedriger Schulbildung, sie sind auch deutlich häufiger in den Bereichen vertreten, die im gängigen Diskurs als Partizipationskontexte anerkannt werden. Junge Männer sind hier ebenfalls häufiger vertreten als junge Frauen (vgl. Albert et al. 2019: 14). Junge Frauen, weniger privilegierte Jugendliche, zu denen häufig auch junge Migrant*innen zählen, fühlen sich von solchen Partizipationsmöglichkeiten offenbar weniger angesprochen. Der Grad der Partizipation steigt demnach mit dem formalen Bildungsniveau und der sozialer Positionierung, das hat das Bundesjugendkuratorium bereits 2009 festgehalten: „Kinder und Jugendliche, deren Eltern einen hohen formalen Bildungsgrad aufweisen, die bereits in ihrer Familie in hohem Maße mitbestimmen konnten, die einen partizipationsinteressierten Freundeskreis haben und sich in Vereinen und Verbänden organisieren, sind in höherem Maße an Partizipationsprojekten und -verfahren beteiligt als Kinder und

Jugendliche, auf die diese Merkmale nicht zutreffen“ (Bundesjugendkuratorium 2009: 21f). Solche formalen Partizipationsformate schließen also einen erheblichen Anteil junger Menschen von Beteiligung aus. Sie legen zudem ein sehr enges Partizipationsverständnis zugrunde, welche Partizipation häufig auf institutionalisierte Formate reduzieren. Versteht man Partizipation als ein politisches Prinzip, durch das „Menschen wechselseitig Einfluss aufeinander nehmen, um im sozialen Zusammenhang mehr zu erreichen, als ihnen als Einzelwesen möglich ist“ (Gerhardt 2007: 14), rücken auch andere Praktiken und Teilhabeakte als Partizipation ins Blickfeld – darauf haben in den letzten Jahren unterschiedliche Studien, die Partizipation aus einer Subjekt-Perspektive rekonstruieren hingewiesen (z.B. Munsch 2003, Schwanenflügel 2015, Lütgens et al. 2019, Walther et al. 2020).

3 Anlass, Auftrag und Anlage des Lehrforschungsprojektes

Anliegen der „Partizipation-Initiative“ in Frankfurt ist es junge Menschen zukünftig stärker in Entscheidungen und Fragen, die sie in ihrer Stadt betreffen einzubinden. Kern des Konzeptes ist die Einrichtung eines stadtweiten Jugendparlaments. Es soll zugleich mit möglichst offenen und niederschweligen Beteiligungsstrukturen z.B. auf Stadtteilebene verknüpft werden. In diesem Zusammenhang hat das Jugendamt Frankfurt den Fachbereich Soziale Arbeit und Gesundheit an der Frankfurt University mit der Durchführung eines Lehrforschungsprojektes, bzw. einer Jugendbefragung an Aufenthaltsorten von Jugendlichen, beauftragt. Ziel war es vor allem auch sogenannte nicht oder weniger ‚mobile‘ Jugendliche an ihren Aufenthaltsorten aufzusuchen und nach ihren Erfahrungen, Vorstellungen und Themen in Frankfurt, aber auch nach ihren Partizipationserfahrungen zu befragen.

Forschungszugang

Das Lehrforschungsprojekt hatte zum Ziel, die subjektiven Erfahrungen und Perspektiven junger Menschen in Frankfurt bezogen auf Partizipationsinteressen und -erfahrungen zu erfassen und zu rekonstruieren. Dies setzt ein Verfahren qualitativer Forschung voraus, das keine repräsentativen Ergebnisse generiert, aber einen vertieften Blick in Zusammenhänge und Bedingungsgefüge von Erfahrungen junger Menschen mit Blick auf Möglichkeiten, Wünsche und Vorstellungen der Partizipation zulässt. Um jedoch ein möglichst vielfältiges Bild zu erhalten, war es das Ziel, Zugang zu möglichst unterschiedlichen jungen Menschen zu suchen. Konkret heißt das, z.B. junge Frauen und Männer, queere, jüngere und ältere Jugendliche, mit und ohne Migrationshintergrund und Besucher*innen unterschiedlicher Schultypen zu interviewen.

Der Interviewleitfaden orientierte sich an den Prinzipien offenen Fragens, um jungen Menschen möglichst viel Raum zu lassen, eigene Relevanzsetzungen vorzunehmen und ihre Perspektiven in einen weiteren Kontext und von uns unerwartete Zusammenhänge einordnen zu können. Wir haben bewusst darauf verzichtet junge Menschen nach ihren spezifischen Erfahrungen als Mädchen, als Junge, als Migrant*innen oder queere Jugendliche zu fragen und sie damit auf eine Dimension festzuschreiben. Wir haben sie bewusst als junge Menschen adressiert, um offen schauen zu können, ob und inwiefern

sie sich als junge Frauen, als Migrant*innen usw. positionieren. Wir haben die Positionierungen, die im Material deutlich geworden sind, in den jeweiligen Kapiteln herausgearbeitet.

Forschungsfrage

Ausgangspunkt des Lehrforschungsprojektes war die Frage: Was beschäftigt junge Menschen in Frankfurt, wie erfahren sie sich und wie schätzen sie ihre Möglichkeiten ein, ihre Interessen einzubringen?

Sie wurde in folgende weitergehende Fragestellungen differenziert:

- Welche Bedarfe und Interessen haben Jugendliche, die als Ausgangspunkt von Beteiligungen stehen könnten?
- Welche Erfahrungen haben Jugendliche mit Partizipation (formal/informell) bereits gemacht?
- Welche Erfahrungen mit Erwachsenen machen Jugendliche hinsichtlich möglicher Partizipationsversuche?
- Welche sozialräumlichen Logiken verdichten sich in der Freizeit- und Alltagsgestaltung Jugendlicher?
- Welche geschlechts- aber auch diversitätsspezifischen Aspekte werden bei Beteiligungsversuchen Jugendlicher deutlich?
- Welche Handlungsempfehlungen ergeben sich aus den Untersuchungsbefunden für die Anbindung von z.B. weniger mobilen Jugendlichen an Partizipation?

Zugang zu den Jugendlichen und Sample

Zugang zu unseren jugendlichen Interviewpartner*innen fanden wir zum einen über die Kontaktaufnahme mit jugendrelevanten Einrichtungen, welche uns wiederum Kontakte zu jungen Menschen vermittelten. Dazu gehörten z.B. Jugendhäuser, Jugendtreffs, Anlaufstellen und Treffpunkte für Mädchen und queere Jugendliche und auch selbstorganisierte Initiativen. Zum anderen haben wir mithilfe von Mapping-Prozessen öffentliche Standorte ausgemacht, an denen sich vermehrt Jugendliche aufhalten und waren aufsuchend an eben diesen Treffpunkten im öffentlichen Raum unterwegs, wie z.B. dem Nordwestzentrum, dem Osthafenpark oder auch an anderen Plätzen in verschiedenen Stadtteilen. Bedingt durch die eingeschränkten Kontaktmöglichkeiten im Zuge der Corona-Pandemie im Frühjahr wurde zudem eine Online-Umfrage konzipiert, die über wenige Leitfragen Jugendliche zu ihren Themen und Erfahrungen befragt hat. Für die Online-Umfrage konnten wir auf verschiedene bereits bestehende Kontakte zu Jugendeinrichtungen zurückgreifen, die die Umfrage online mit ihrer Zielgruppe teilten und zum Mitmachen aufriefen. Die etwas ungleiche Verteilung bezogen auf unterschiedliche Differenzlinien der Jugendlichen innerhalb des Samples ist nicht zuletzt den gezwungenermaßen unterschiedlichen Zugängen geschuldet, durch die für uns nur wenig Steuerungsmacht darüber gegeben war, welche Jugendlichen wir z.B. vor Ort tatsächlich antreffen, wer sich letztlich (spontan) auf ein Interview mit uns einlässt oder wer online an der Befragung teilnimmt.

Im Rahmen des Lehrforschungsprojektes wurden **41 Jugendliche und junge Erwachsene im Alter zwischen 12 bis 23 Jahren** persönlich interviewt. Darüber hinaus haben 18 Jugendliche an der digitalen Umfrage teilgenommen, wobei lediglich **fünf** hiervon alle gestellten Fragen beantwortet haben. Die Jugendlichen wurden unter anderem in den Stadtteilen Heddernheim, Praunheim, Rödelheim, Bockenheim, Nordend, Nied, Griesheim, Ostend, Ginnheim und Frankfurt Süd befragt. Nachfolgend findet sich eine Auflistung der Jugendlichen, in der Gruppenlogik in der wir sie interviewt haben.

Diese jungen Menschen haben wir interviewt:

Name	Alter	Geschlecht*	Schule/Beschäftigung	Erhebungskontext
Stefano, Iljas, Santo & Can	14-15	Männlich	Gesamtschule	Jugendhaus
Die vier Jungs beklagen, dass sie als migrantisch aussehende Jungen immer wieder in die Rasterfahndung der Polizei gerieten. Can würde gerne mal ein Gespräch mit dem Bürgermeister führen. Er würde sich dafür einsetzen, dass man bereits mit 15 Jahren einen Rollerführerschein, statt des Mofa-Führerscheins machen kann: „Herr Feldmann, bitte ändern Sie das mit dem Roller (.) jetzt“.				
Kim	23	divers	Gymnasium	Online-Befragung
Kim wünscht sich, dass kleinere Grünflächen in der Stadt mehr gepflegt werden und es mehr soziale Gartenprojekte gibt. Umweltverschmutzung ist auch für Kim ein Thema. Insbesondere innerhalb Frankfurts könnte durch geschlossene und windsichere Mülleimer einiges verbessert werden: „Allerdings würde ich diese Eimer ergänzen durch Pfandflaschenhalter, damit Menschen die auf Pfandsammeln angewiesen sind auch Zugang dazu haben“.				
Devran, Mirkan & Kerem	15-16	männlich	Gesamtschule	Jugendhaus
Devran, Mirkan und Kerem beschwerten sich über das Jogginghosenverbot für Jungs an ihrer Schule und regen sich darüber auf, dass Mädchen hingegen weiterhin Leggings tragen dürfen.				
Marcus & Alex	15	männlich		Jugendzentrum
Marcus und Alex wünschen sie beide für ihren Stadtteil, „dass wir mehr Geld kriegen. Für Jugendtreff“. Hier scheint es besonders um den Wunsch nach gemeinsamen Unternehmungen zu gehen, „ <i>nichts Großes (..), aber vielleicht Kino</i> “ oder in den Zoo. Als unter 16-Jährige wünschen sie sich aber auch abends länger draußen bleiben zu können und wie die Älteren dann ins Jugendhaus gehen zu können. Am Ende des Interviews wollen sie am liebsten weiterhin mit uns im Gespräch bleiben: „Es kann noch hundert Fragen geben“.				
Mike & Leon	15	männlich	Gesamtschule	Jugendinitiative
Mike und Leon berichten in ihrem Interview von Erfahrungen, die sie innerhalb der Schule machen und sind durchaus offen mit ihrer Kritik: „ich find generell an Schule könnte man auf jeden Fall noch sehr viel verbessern (Leon), worauf Mike ergänzt „auch im Schulsystem. Nicht nur an den Lehren“ (Mike). Leon möchte gerne die Noten, Mike die Hausaufgaben abschaffen. Leon stellt aber sicher, dass es ihm nicht um die Mehrarbeit ginge, sondern „ich find, die Schule, da lernt man was, aber zuhause sollte man [lachend] Freizeit haben“.				
Silas	12	männlich	Hauptschule	Öffentlicher Kontext
Der 12-Jährige Silas zockt in seiner Freizeit gerne. Er spielt bei einem Online-Spiel mit, bei dem er die Rolle des Moderators übernommen hat und dafür Sorge zu tragen hat, dass sich die anderen Mitspieler*innen an die Regeln halten. „Und das tue ich auch gerne. (...) Ich muss da viel Arbeit reinstecken, um den Leuten (...) zu helfen“.				
Akin & Dogan	18 - 19	männlich	Berufsschule	Öffentlicher Kontext
Akin absolviert derzeit eine Ausbildung im Einzelhandel, während Dogan auf die Berufsschule geht. In ihrer Freizeit „hängen [sie] einfach ab“. Akin erzählt, dass ihm als junger Mensch manchmal „die Unterstützung vom Staat, sage ich mal [fehle]“ und meint damit, dass sich um die Jugendlichen nicht richtig gekümmert werde und sich auch niemand für sie interessiert: „Wir sind wie				

vergessen (...) Wir sind immer nur unter uns“. Hierdurch kämen viele Jugendliche auf dumme Gedanken. Man müsse mit Jugendlichen mehr in Kontakt treten.				
Sophie	16	weiblich	Gymnasium	Jugendinitiative
Sophie ist sehr an Politik interessiert. In ihrem Interview stellt sie die Hypothese auf, dass das Bewusstsein für das Interesse an einem Jugendparlament fehlt. Hier kritisiert sie, dass Schule eigentlich der Ort sein solle, an dem das Bewusstsein für Politik geschaffen werden könne. Sie findet, Beteiligung steht im Zusammenhang zu Bildung.				
Klara	14	weiblich		Öffentlicher Kontext
Klara besucht ab und zu einen Mädchentreff. Die perfekte Stadt für Jugendliche würde für Klara „schon so ähnlich [aussehen], nur dass halt eben nicht überall [...] so viele Straßen [sind] sondern halt eben ja so ähnlich wie hier [beim Skaterpark], wo man halt eben Platz hat zum Spielen“.				
Sabrina & Luise	17	weiblich	Gymnasium	Öffentlicher Kontext
Die zwei Freundinnen berichten davon, dass ob sie als Jugendliche von Erwachsenen ernst genommen werden, stark auf die Erwachsenen ankomme. Weniger ernst werden ihrer Ansicht nach Jugendliche genommen, die unfreundlich sind „dann denken die schon: ach ihr kleinen Mäuse habt doch gar nichts zu sagen“. Sie wollen als Jugendliche „miteinbezogen werden. Weil es ist ja auch unsere Zukunft und wir wollen die ja schon selbst gestalten“.				
Ali & Hassan	15 - 16	männlich	Berufsschule/ Gesamtschule	Jugendhaus
Hassan spielt Fußball und ist auch als Schiedsrichter in seinem Fußballverein tätig, was gleichzeitig auch sein Berufswunsch ist. Ali boxt in seiner Freizeit und wünscht sich mehr Aufenthaltsorte für Jugendliche draußen. Sein Freund Hassan stimmt ihm zu: „hier ist echt zu wenig irgendwie, also dass man sagen kann: Ok, da kann man sich wirklich aufhalten“. Sie beschreiben, dass sie hierdurch Spielplätze nutzen, die „eigentlich für kleine Kinder gedacht [sind]“.				
Kiya, Katayoun, Anisa, Miriam & Lisa	12-14	weiblich	Gesamtschule	Abenteuerspielplatz
Kiya, Katayoun, Anisa, Miriam und Lisa wurden als Gruppe gemeinsam interviewt. Sie sind zwischen 12 und 14 Jahren alt. Kiya geht in die 8. Klasse einer Gesamtschule. In ihrer Freizeit tanzt sie Hip-Hop und spielt gerne Badminton. Katayoun ist 14 Jahre alt. Sie tanzt und singt gerne und geht in ihrer Freizeit schwimmen. Die 12-Jährige Miriam ist Gymnastin, sie fährt am liebsten mit dem Fahrrad überall hin, sie turnt und möchte am liebsten einmal berühmt werden. Lisa ist 13 Jahre alt und besucht ebenfalls ein Gymnasium. In ihrer Freizeit reitet sie.				
Anna	16	weiblich	Gymnasium	Jugendinitiative
Anna trainiert in ihrer Freizeit Kinder im Turnen. Sie ist bei Fridays for Future aktiv und setzt sich für den Klimaschutz ein. Klimaprotest findet sie richtig und gut, wobei sie auch beschreibt, dass es für sie „eine Schmerzgrenze [ist], wenn es darum geht wirklich schlimme Straftaten zu begehen“. Lachend fügt sie hinzu „Ordnungswidrigkeiten sind okay“. Am liebsten würde sie Autos aus der Stadt verbannen. „Ich würde einfach versuchen mehr Anreize zu schaffen, dass man mit anderem Verkehrsmittel fährt oder mehr Fahrgemeinschaften bildet.“				
Elena & Jens	20	weiblich, männlich	Praktikum/Ausbildung	Jugendtreff
Jens ist eigentlich „immer draußen. In der Natur ist es am schönsten“. Klimaschutz ist für ihn ein wichtiges Thema, er geht zu Fahrraddemos oder auch zu FFF, da er dort einige Freunde habe. Ihm ist das Thema öffentliche Mobilität und der Personennahverkehr ein Anliegen. Ihm scheint es wichtig, „dass jeder weiß, RMV-Tickets 2,75 Euro ist echt fürn Arsch“. Elena ist Praktikantin in einem Kindergarten und arbeitet seit Jahren ehrenamtlich mit Kindern und Jugendlichen und hat auch Erfahrungen mit formalen Partizipationsangeboten, die sie als „super zeitaufwendig“ beschreibt. Sie musste in ihre ehrenamtlichen Tätigkeiten, wie die Mitwirkung in einem Jugendausschuss erst einmal hineinwachsen.				
Ayla, Nada, Yassemin & Meryem	13-14	weiblich		Öffentlicher Kontext
Ayla, Nada, Yassemin und Meryem kommen gerade aus dem türkischen Supermarkt, als sie von uns für ein Interview angesprochen werden. Die vier Mädchen sind zwischen 13 und 14 Jahre alt. Mitbestimmungserfahrungen machen sie größtenteils				

bei ihren Eltern. Was die Mädchen in Frankfurt am meisten stört, sind unhöfliche Menschen, die sie wegjagen oder anrempeln. Was Frankfurt und die Politik angeht, sind sie der Meinung „die Erwachsenen sollen ihren Job besser machen“.				
Finn & Marlon	15	männlich	Gymnasium	Öffentlicher Kontext
Finn und Marlon machen gerade ein Schulpraktikum zur Berufsorientierung. Was die beiden 15-Jährigen Jungs in Frankfurt am meisten stört, ist der Müll und die Kriminalität. Erwachsene die sie ernst nehmen, sind ihre Eltern. Teilweise jedoch auch Lehrer*innen, wobei sie hierbei deutlich machen, dass sie sich von jüngeren Erwachsenen eher gehört fühlen.				
Leonie & Nicole	16 - 15	weiblich	Gymnasium	Öffentlicher Kontext
Leonie und Nicole sind gerade „shoppen“ als sie von uns für ein Interview angefragt werden. Sie besuchen die 9. Klasse. Die beiden halten sich viel zuhause auf. Eine der beiden ist in einem Verein aktiv, die andere geht zu Fridays for Future.				
Julia & Hanna	17 - 18	weiblich	Gymnasium	Öffentlicher Kontext
Julia und Hanna beschreiben den Ort Schule als einen Ort, „der eher auf Anpassung aus [ist]“. Sich als Jugendliche zu beteiligen beschreiben die beiden als schwierig, nur innerhalb des PoWi-Unterrichts gebe es die Möglichkeit mitzudiskutieren. Wenn sie sich engagieren könnten, würden sie sich für Flüchtlingspolitik einsetzen oder auch mehr Grünflächen in der Stadt realisieren.				
Abdel, Younis & Hamza	14-15	männlich		Öffentlicher Kontext
Abdel, Younis und Hamza sind zwischen 14 und 15 Jahre alt und wünschen sich einen Ort nur für Jugendliche, nicht wie ein Jugendhaus, denn sie sind der Meinung, „Erwachsene nerven eh nur“.				
Lamija	23	weiblich	Berufsschule	Jugendeinrichtung
Lamija absolviert gerade eine Ausbildung. In ihrer Freizeit geht sie gerne shoppen und ist viel unterwegs.				
Seda, Fatima & Aylin	16-17	weiblich	Berufsschule	Jugendeinrichtung
Im Interview mit den drei Mädchen wird deutlich, dass Taschengeld ein wichtiger Faktor für sie ist. Sie stellen fest, dass sie sehr unterschiedliches Taschengeld bekommen - von gar keinem bis viel.				
Katha	17	weiblich	Realschule	Online Umfrage
Katha verbringt viel Zeit mit Freunden, geht gerne ins Jugendhaus oder auch shoppen. Besonders beschäftigt sie, dass viele Menschen rücksichtslos sind und „die meisten Mitmenschen nur an sich denken“. Das ist auch ein Thema, das sie mit Erwachsenen bespricht, mit denen sie ihre Meinung teilen kann.				
Luka	18	männlich	Gymnasium	Online Umfrage
Luka hält sich am liebsten an Orten auf „wo ich einfach existieren kann ohne unbedingt etwas konsumieren zu müssen. (...) Mich stört, dass es zu wenige Orte gibt, an denen man sich unbehelligt drinnen mit Freund*innen treffen kann, wo die Möglichkeit besteht, bspw. einen Kaffee zu trinken, man aber nicht gehen muss, sobald man nichts mehr will. Gerade für junge Menschen ist es wichtig, sich kostengünstig aufhalten zu können, auch zu späteren Stunden, aber ohne die klassische alkoholisierte Kneipen-Atmosphäre“				
Yannie	17	divers		Online Umfrage
Yannie ist gerne mit Freunden unterwegs und sagt auch Erwachsenen gerne mal die Meinung. Insbesondere Lehrer*innen oder Nachbar*innen reagieren der Aussage nach hierauf jedoch eher gemischt.				
Moe	19	männlich		Online Umfrage
Moe wünscht sich, dass die Menschen in Frankfurt mehr Toleranz gegenüber unterschiedlichen geschlechtlichen und sexuellen Orientierungen zeigen. Er wünscht sich in diesem Zug bessere Aktionspläne gegen Diskriminierung und denkt sogar an ein Jugendzentrum speziell für Minderheiten.				

4 Ergebnisse der Jugendbefragung an Aufenthaltsorten von Jugendlichen

Die Darstellung der Ergebnisse sortiert sich zunächst entlang unterschiedlicher Erfahrungsräume, die zugleich konkrete Orte darstellen, an denen sich Jugendliche aufhalten und an denen sie Zeit verbringen, mit anderen gesellschaftlichen Gruppen in Interaktion treten und mehr oder minder gelingende Teilhaberfahrten machen. Die Kapitel 3.1. - 3.4. befassen sich also mit dem öffentlichen Raum, Schule, Jugendarbeit und dem Blick der Jugendlichen auf ihre Stadtteile. An einigen dieser Orte – im öffentlichen Raum, in der Jugendarbeit und in den Stadtteilen - haben wir Jugendliche auch konkret aufgesucht, so dass schon in der Interviewsituation häufig ein Raumbezug gegeben war. Die darauffolgenden Kapitel (3.5 - 3.7.) liegen quer zu dieser Logik und fassen Beobachtungen und Ergebnisse zusammen, die in der Analyse zum Teil erst auf den zweiten oder dritten Blick deutlich wurden. Es geht um Partizipation als eine Frage der Verständigung, Partizipation im Machtverhältnis der Generationen und um Partizipationserfahrungen junger Menschen.

In der Zusammenschau der Räume, in denen sich Jugendliche in Frankfurt aufhalten und über die die interviewten Jugendlichen mit uns gesprochen haben, lassen sich vier verschiedene Raumtypen ausmachen: Private-nicht öffentliche-, quasi-öffentliche, öffentliche und pädagogische Räume. Sie unterscheiden sich in ihrer Funktion, ihren Rahmenbedingungen und ihrer Bedeutung. So stellen private Räume, wie das heimische Wohnzimmer oder das eigene Zimmer unter Ausschluss der Öffentlichkeit für viele Jugendliche einen wichtigen, für einige auch *den* zentralen Rückzugsort dar. Dies scheint häufiger für Mädchen als für Jungen zuzutreffen. Andere Jugendliche verbinden damit auch oder stärker die Kontrolle durch Eltern. Für letztere sind andere Räume, wie z.B. der öffentliche Raum, auch deswegen attraktiv, weil sie sich der elterlichen Kontrolle entziehen. Unter die Kategorie quasi-öffentlicher Räume fallen z.B. Shoppingmalls, die eigentumsrechtlich als private Räume gelten, aber quasi öffentlich zugänglich sind und in denen Besucher*innen in ihrer Rolle als Konsument*innen adressiert werden. Unter der Kategorie des öffentlichen Raums fassen wir Parks, Grünflächen, Straßen, Stadtteile und Plätze. Auch pädagogische Räume sind öffentliche Räume, aber sie sind pädagogisch gerahmt und adressieren Jugendliche als Schüler*innen oder als Heranwachsende mit spezifischen Bedarfen.

4.1 Jugendliche als Nutzer*innen öffentlichen Raums

Junge Menschen sind in unterschiedlicher Weise Nutzer*innen öffentlicher Stadträume. Sie treffen sich an gut einsehbaren Plätzen wie am Alemannia-Platz, am Ostend-Hafen, auf der Zeil oder an Plätzen in ihrem Stadtteil (genannt werden Nied, Griesheim, Höchst, Gallus, Liederbach, Sossenheim und Zeilshiem). Diese Räume werden aufgesucht, um mal nachzusehen *„was gerade abgeht [...], ob viele Leute gerade da sind“* (Klara, 14). Plätze, wie z.B. der Hafepark sind aus Sicht der Jugendlichen *„schon ganz*

Akin, 18

„Wir [Jugendlichen] sind immer unter uns. Wir sind wie vergessen.“

cool, weil hier [...] immer viele Leute unterwegs [sind], man hat auch viel Platz, man kann eigentlich alles machen“ (Sabrina, 17); und sie bieten Raum *„wo alle so zusammentreffen können“ (ebd.)*. Öffentliche Stadträume sind Orte des Sehens und Gesehen-Werdens, es geht darum mitzukriegen was passiert und dabei zu sein. Jene Zusammentreffen scheinen von einer tendenziell niedrigen Verbindlichkeit geprägt zu sein. Zugleich sind diese durch unterschiedliche Menschen und Gruppen bespielten Plätze offenbar auch durch Abgrenzungsprozesse strukturiert. Sich (auch physisch-räumlich) von Erwachsenen und auch anderen Jugendlichen abgrenzen zu können, stellt eine wichtige Fähigkeit in der jugendlichen Identitätsbildung in einer Phase des ‚anders sein Wollens‘ und des ‚anders sein Müssens‘ dar (Reutlinger 2001: 52).

Neben ‚bewussten‘ Abgrenzungsbewegungen der jungen Menschen von anderen Gruppen scheinen öffentliche Räume jedoch auch von Verdrängungsmechanismen geprägt: Jugendliche haben den Eindruck als störend von Erwachsenen wahrgenommen zu werden, wenn sie auf Parkbänken sitzen oder sich in Gruppen zusammenfinden (vgl. dazu auch Kapitel 3.6.). Dementsprechend schätzen Jugendliche neben Räumen, die Sichtbarkeit bieten, auch abgelegene oder geschützte, weniger einsehbare Orte, wie beispielsweise den Günthersburg-, Nidda- oder Birminghampark als Möglichkeiten sich zurückziehen und unter sich sein zu können. Diese Räume der Unsichtbarkeit werden als Orte beschrieben, *„wo wir so unsere Ruhe haben“ (Dogan, 19)* und *„nicht weggeschickt werden“ (Klara, 14)*, niemand sich gestört fühlt, wo *„wir einfach nur existieren [können], ohne konsumieren zu müssen“ (Luka, 18)*. Es geht darum, sich zu treffen, zusammensitzen, zu reden, gemeinsam Zeit zu verbringen und zu chillen, sich zwischendrin aber auch bewegen zu können, Sportspiele zu machen. Der 18-jährige Akin macht jedoch auch deutlich, welches ganz eigene Spannungsfeld eben jene Räume eröffnen: Weit weg vom Geschehen zu sein, von niemandem adressiert zu werden, *„immer nur unter uns“ (Akin, 18)* zu sein, kann demnach auch den Eindruck vermitteln: *„keiner kümmert sich um uns, wir sind wie vergessen“ (ebd.)*. Darin zeigt sich auch ein Gefühl des „Abgehängtseins“ oder der Entfremdung – nicht als (wertgeschätzter) Teil der Gesellschaft adressiert zu werden und sich dieser damit nicht so recht zugehörig zu fühlen. Es sind insbesondere männliche Jugendliche und junge Erwachsene, die von stigmatisierenden Äußerungen Erwachsener berichten.

Quasi-Öffentliche Räume, wie die im gesamten Stadtgebiet verteilten Shoppingmalls (Nordwestzentrum, Skylineplaza, etc.), nutzen Jugendliche um zu *„chillen, was [zu]trinken, Jungs und Freunde [zu] treffen“ (Ali, 16)*. Sie werden von Jugendlichen als öffentlich wahrgenommen, auch wenn sie es per Funktion und Eigenschaft nicht sind. Chillen, oder was Böhnisch als ‚Verharren in Gelegenheitsstrukturen‘ bezeichnet, geht selten mit einer tatsächlichen Konsumabsicht einher. Oftmals werden in den Shoppingmalls günstige Getränke (z.B. bei McDonalds) gekauft, um damit gewissermaßen eine Aufenthaltsberechtigung zu erwerben (Deinet). Aber auch weitere kostengünstige oder -lose Angebote machen diesen Raum attraktiv: Das kostenlose WLAN vor der Elektronikette Saturn oder auch Galeria Kaufhof als Ort, der gerne als kostenloser Aussichtsturm genutzt wird. In diesen Räumen werden vor allem auch die Bedarfe Jugendlicher sichtbar: eine gewisse Infrastruktur, wie beispielsweise WLAN-Empfang, warme und geschützte (nicht pädagogisch bespielte) Räume. Ein

weiteres Attraktivitätskriterium für die Nutzung öffentlicher Räume ist, dass diese *„bei uns halt eben in der Nähe“* (Ali, 16) und gut erreichbar sind, quasi *„gute Aufenthaltsorte [...] um die Ecke“* (ebd.).

Öffentlicher Raum – sich aufhalten ohne zu stören oder gestört zu werden

Vor diesem Hintergrund formulieren die interviewten jungen Menschen sehr deutlich was sie sich wünschen: (mehr) öffentliche Räume, in denen sie sich aufhalten können, nicht gestört werden oder stören. Aus ihrer Sicht gibt es zum einen zu wenige für sie zugängliche öffentliche Räume und sie problematisieren zugleich, dass sie deswegen z.B. häufiger auf Spielplätze ausweichen, diese besetzen, die *„eigentlich für kleine Kinder gedacht [sind]“* (Ali, 15), weil sie sonst *„keinen Platz zum Chillen“* (Hassan, 16) in ihrem Umkreis haben. Dabei ist aus Sicht der Jugendlichen relativ klar, was dazu beiträgt, *„dass man sagen kann: Ok, da kann man sich wirklich aufhalten“* (Hassan, 15): attraktiv sind Grünflächen mit Sitzgelegenheiten (und sanitären Anlagen in Reichweite), wo man zusammensitzen und sich unterhalten kann, aber auch genug Platz hat, um sich (zwischen)drin zu bewegen, Sport und Spiele machen zu können. Es geht darum: *„Platz [zu] haben, wo wir halt eben bleiben können und so halt eben reden und [...] eben nicht irgendwo weggeschickt werden, es halt eben bisschen ruhiger ist“* (Klara, 14). Junge Menschen werden offenbar von Erwachsenen sehr schnell als störend erlebt und aus dem öffentlichen Raum verdrängt, d.h. es braucht aus Sicht der Jugendlichen Räume, *„wo du aber auch niemanden störst, das ist halt das Problem in der Stadt, immer wenn du irgendwo chillst, fühlen sich halt direkt welche provoziert, beziehungsweise wenn du Musik hörst oder so“* (Jens, 20). Eine Gruppe von Mädchen*, die wir im Nordwestzentrum treffen, machen deutlich, dass sie in Frankfurt am meisten unhöfliche Erwachsene stören, die sie wegzagen oder anrempeln.

Insbesondere für den kalten Winter wünschen sich die interviewten Jugendlichen zudem so etwas wie einen Unterschlupf, mehr wettergeschützte (Innen-)Räume oder längere Öffnungszeiten der Jugendhäuser - Orte, an denen es warm und Essen verfügbar ist. Es geht hierbei explizit auch um unbetreute, erwachsenenfreie Räume oder Orte, *„ähnlich wie ein eigenes Zimmer“* (Mike, 15). Für einige der interviewten Mädchen konkretisiert sich ihre Idee im Bild des *„Stammlokals“* (Kiya, 14) oder eine Art Café: ein fester Treffpunkt, an dem man sich immer treffen kann, wo man drinnen und draußen sein kann, es Kissen zum Sitzen und Liegen und eine Musikbox gibt. Es *„muss ja nicht mal wirklich was Besonderes sein“* (Sabrina, 17), *„gute Atmosphäre, gute Musik vielleicht noch“* (Luise, 17), das würde schon reichen. Es entsteht ein Bild von Räumen, die öffentlich sind, eine feste Anlaufstelle bieten, nicht pädagogisch bespielt, aber – das legt der Vergleich mit dem eigenen Zimmer oder dem Stammlokal nahe - doch auch einen gewissermaßen geschützten Rahmen darstellen und eine gewisse, verlässliche Infrastruktur darstellen.

Öffentliche Stadträume stellen für junge Menschen zentrale Orte der Interaktion, der Sichtbar- oder auch Unsichtbarkeit, der Peerbegegnung, aber auch des Rückzugs aus dem privaten Raum des Elternhauses oder dem institutionalisierten Raum der Schule dar. In ihnen sind Jugendliche zugleich konfrontiert mit Zuschreibungen und der Lebensrealität anderer Menschen.

4.2 Schule als zentraler Ort des Aufwachsens

Schule gilt – neben der Familie – als zweiter Ort des Aufwachsens und der Sozialisation junger Menschen, der in der Wissensgesellschaft und mit der Entwicklung der Ganztagschule die Lebensphase Jugend in starker Weise prägt und sowohl zeitlich als auch emotional großen Raum einnimmt (vgl. BMFSFJ 2017: 111). Das wird insofern in den Interviews deutlich, als Schule fast durchgängig von den Jugendlichen thematisiert wird, ohne dass wir als Interviewer*innen danach gefragt hätten. Sie wird von jungen Menschen offenbar eher als ein wenig partizipativer, wenig demokratischer Ort erfahren - dies gilt sowohl für die alltägliche Interaktion zwischen jungen Menschen und Lehrer*innen, als auch bezogen auf Mitspracherechte im Unterricht oder für schulbezogene Regelungen.

*Alltagspartizipation von Schüler*innen in pädagogischen Interaktionen*

In den Interviews tritt besonders deutlich hervor, dass junge Menschen zu einem erheblichen Teil den Eindruck haben, dass ihre Lehrer*innen sie häufig weder verstehen, noch als Gegenüber ernst nehmen oder bereit sind Fragen des schulischen Alltags auszuhandeln. Leon (15) beschreibt beispielsweise eine Situation, in dem sie als Schüler*innen eine Verbotsregel und die hierfür angeführten Argumente des Lehrers hinterfragten: *„alle Argumente, die unser Lehrer einbringt ham wir innerhalb von fünf Minuten mit einfachen Google Suchanfragen eh einfach entkräftet“*, was jedoch scheinbar keine Beachtung fand, was Leon zu der Schlussfolgerung veranlasst: *„ich würde nicht sagen, dass uns die Lehrer unbedingt verstehen“*. Auch Klara (14) thematisiert, dass sie sich von ihren Lehrer*innen wenig ernst genommen fühlt, diese als überheblich und respektlos erlebt, nach dem Motto: *„es sind ja Kinder, was sollen die mir sagen“*. Alex und Marcus (15) erklären sich dies damit, dass sich Schule nur *„auf ihren Scheiß“* konzentriert und die Bedürfnisse und Vorstellungen junger Menschen da scheinbar kaum oder keinen Platz haben. Es sind häufig einzelne Lehrer*innen, die anders sind, die ihnen zuhören und *„versuchen schon, sich Mühe zu geben“* (Katayoun, 14), aber *„es kommt darauf an auf wen man trifft“* (Anna, 16) und *„wie man selbst überkommt“* (Sabrina, 17). Sabrina differenziert diesen Eindruck insofern, als dass sie sich von ihren Lehrer*innen mit zunehmendem Alter ernster genommen fühlt und sie mit 14 und 15 *„schon gemerkt [hat], dass man wirklich noch als kleines Kind [...] gesehen wird“* – eine Beobachtung, die auch Klara teilt, die sich mit ihren 14 Jahren nur selten ernst genommen fühlt. Nicht nur nicht ernst genommen, sondern teilweise von Lehrer*innen diskriminiert fühlen sich insbesondere die interviewten migrantischen, männlichen Jugendlichen. Mehrfach erklären beispielsweise Devran (15) oder auch Mirkan (16), dass sie bei Streitigkeiten von Lehrer*innen immer gleich verdächtigt würden, beteiligt oder sogar Anstifter dieser Situation zu sein. Hassan (15) fasst seine Erfahrungen wie folgend zusammen: *„die Schulleitung und die Stufenleitung hat es auf mich abgesehen, mit denen spreche ich erst gar nicht“*. Das Gefühl, nicht ernst genommen zu werden oder mit einem negativen Image versehen zu werden resultiert auch aus der Enttäuschung, dass die interviewten jungen Menschen in der Mehrzahl nicht den Eindruck haben, dass sie Dinge zu ihren Gunsten oder nach ihren Vorstellungen wirklich verändern

Marcus, 15

„Schule konzentriert sich nur auf ihren Scheiß“.

könnten, selbst wenn ihnen zugehört wird: *„Die sagen immer so Sachen wie: ‚wir heben das Jogginghosen-Verbot auf. Es gibt Süßigkeiten im Kiosk‘ und sowas“ (Mirkan, 16)*, jedoch scheinen diese Versprechen häufig nicht eingelöst zu werden. Für Ali (17) ist klar: *„Schule ist einfach für mich: Geh zur Schule, geh deine Freunde treffen, lern was, komm nach Hause, fertig, da gibt es nicht so viel zu diskutieren“*. Viele der interviewten Jugendlichen erkennen hierin einen Mangelzustand, sehen sich in ihren Rechten beschnitten und äußern den Wunsch, dass Schule demokratischer gestaltet werden solle. Sie äußern den Wunsch nach aushandelbaren Schulregeln, sie wollen z.B. auf die Toilette gehen können, ohne dass hierzu die Erlaubnis der Lehrer*innen eingeholt werden muss. Ebenso nehmen sie Vorschriften ihre Kleidung betreffend einschneidend und ungerechtfertigt wahr – zumal eine Diskussion der Sinnhaftigkeit einzelner Regeln kaum möglich zu sein scheint.

Partizipation im Unterricht

Auch bezogen auf Fragen der Unterrichtsgestaltung scheint Partizipation und Mitbestimmung kein Thema zu sein, lediglich in der sogenannten *„Klassenlehrerstunde“ (Silas, 12)* würden Mitsprachemöglichkeiten eingeräumt, so einer der interviewten Jugendlichen. Als Unterrichtsthema hat politische Bildung und Partizipation offenbar im Fach PoWi (Politik und Wirtschaft) ihren Platz, wird in unserem Sample aber ausschließlich von jungen Gymnasiast*innen erwähnt. Allerdings scheint es hierbei aus Sicht der Jugendlichen mehr um ein Vermitteln von (abstraktem) Wissen über Partizipation als politisches Prinzip zu gehen, als um die Thematisierung von Partizipationserfahrungen junger Menschen oder eine partizipative Unterrichtsgestaltung. So bemängeln beispielsweise Sophie (16) und Sabrina (17), dass alltagsrelevante Themen, die sie als Jugendliche interessieren würden, *„so allgemein über Politik, über Wirtschaft, eben was in der Welt so passiert“ (Sabrina, 17)* kaum aufgegriffen würden. Luise (17) stellt klar, dass sie bei Entscheidungen die Lehrthematiken betreffend einbezogen werden möchte, *„weil es ist ja auch unsere Zukunft und wir wollen die ja schon selbst gestalten“* und sie findet zudem *„die Lehrer selber integrieren sich da nicht richtig“ (ebd.)* in den Diskussionen. Es bleibt offenbar ein Thema, das wenig mit dem Leben der Schüler*innen aber auch Lehrer*innen in Verbindung gebracht und konkretisiert wird. Die jungen Menschen wünschen sich demnach auch über potenzielle Unterrichtsthemen und -gestaltung mitbestimmen zu können und sind der Ansicht, dass auch persönliche Interessen, z.B. Ernährung, Technik oder Tierpädagogik oder aktuelle politische Themen wie die Black Lives Matter Bewegung im Lehrplan Platz haben müssten.

Formale Pseudobeteiligung?

Beim Thema Partizipation und Beteiligung in schulischen Kontexten werden die Schüler*innenvertretung (SV) und auch die Klassensprecher*innen benannt. Insbesondere die Interviewpartner*innen, die ein Gymnasium besuchen, scheinen gut informiert über formale Wege und Stellen, die für spezifische Anliegen zuständig sind. Es entsteht jedoch kaum der Eindruck, dass diese rege genutzt würden oder in einem grundsätzlicheren Sinn als Struktur erlebt würden über die Schule von den jungen Menschen wirklich beeinflussbar wäre. Junge Menschen erleben Klassensprecher*innen häufig eher als eine Art *„Handlanger der Lehrer“ (Miriam, 14)*, die dann etwas bewegen können, wenn sie von Lehrer*innen gemocht werden und eher angepasst agieren, sich also

‚gut benehmen‘ (Stefano, Ilias, Santo, Can, 14-15). Offenbar nehmen Lehrer*innen zum Teil direkt Einfluss darauf, wer sich überhaupt zur Wahl aufstellen lässt. Aus Sicht der jungen Menschen sind das in der Regel die Klassenkamerad*innen, die eine bessere Beziehung zu Lehrer*innen haben. So werden Klassensprecher*innen in Abwesenheit der Lehrkräfte von diesen offenbar angewiesen, Schüler*innen, die laut sind, an die Tafel zu schreiben oder sie entscheiden darüber, wann und ob Klassensprecher*innen an SV-Sitzungen teilnehmen dürfen, was wiederum an das ‚ordentliche Benehmen‘ im Unterricht geknüpft wird. Nicht alle Jugendlichen sehen die SV so kritisch: Stefano (14) und Ilias (14) schätzen, dass sie dafür vom Unterricht freigestellt werden, Stefano findet, dass man schon auch Dinge bewegen kann und dass man *„viel mitbekommt, wenn man in solche Sitzungen geht“*, auch bezogen auf Frankfurt und Hessen. Insgesamt scheint die SV aber nur sehr bedingt zu einer demokratischeren Alltagskultur in Schule beizutragen.

Schule wird von den jungen Menschen, die wir interviewt haben in der deutlichen Mehrzahl als ein Ort erlebt, in dem ihre Vorstellungen und Bedürfnisse wenig oder keine Bedeutung haben, an dem sie sich nicht als Subjekte wahrgenommen sehen. Diese Erfahrung scheint junge Menschen quer zu allen Schulformen zu verbinden. Mehr oder weniger Beteiligungsmöglichkeiten scheinen eher abhängig von einzelnen Lehrer*innen-Persönlichkeiten oder einer stärker ausgeprägten aushandlungsorientierten Kultur einzelner Schulen. Der einzige Eindruck, der eine gewisse Verallgemeinerung zulässt ist, dass junge Menschen an Gymnasien eher die Erfahrung machen, ernst genommen zu werden, was zum einen mit dem höheren Alter und einer deutlicheren Passung an geltende Schulnormen zusammenhängen könnte. Sie scheinen auch mehr Kenntnisse bezogen auf Teilnahmeverfahren und -möglichkeiten zu haben, um ihre Vorstellungen potenziell einbringen zu können. In diesem Sinne scheint im Kontext Schule die Beteiligung an Fragen, die junge Menschen betreffen, weit davon entfernt, als ein grundlegendes Recht gesichert zu sein. Vor dem Hintergrund, dass junge Menschen einerseits einen wesentlichen Teil ihres Alltags und Lebens im Kontext Schule verbringen und dass es andererseits eine zentrale, grundlegende Voraussetzung für Partizipation ist, als Gegenüber mit eigenen Vorstellungen anerkannt und ernst genommen zu werden, könnte man diesen ‚Zustand‘ als fatal bezeichnen. Partizipation muss als ein Aneignungsprozess gesehen werden, der vor allem dann gelingt, wenn junge Menschen positive Partizipationserfahrungen machen können (vgl. Schwanenflügel 2015) oder anders formuliert: je früher und ausgeprägter Menschen an Fragen, die sie betreffen, beteiligt werden, desto deutlich bilden sie zivilgesellschaftliche Handlungsmuster aus (vgl. Aner 2006).

4.3 Jugendarbeit als jugendspezifischer Ort

Eine ganze Reihe der von uns befragten Jugendlichen streifen in ihren Erzählungen unterschiedlich intensive Kontakte mit der Offenen Kinder- und Jugendarbeit – sie ist für einige, aber nicht für alle relevant. Ihre Besucher*innen schätzen sie als einen Ort, der für sie und ihre Bedarfe offen ist, an dem sie nicht bewertet werden, sich ausprobieren können und auch Hilfe und Unterstützung erfahren: *„die sind schon für uns da“* fasst Yassemin (14) zusammen. Sie wird auch als Ort erfahren, der Sicherheit vermittelt, wie Kim (23) mit Blick auf das queere Jugendzentrum in Frankfurt formuliert: *„da ist das KUSS41, wo wir uns wohlfühlen und auch sicher“* (Kim, 23) – ein Thema, das möglicherweise für queere oder andere junge Menschen, die Diskriminierung erfahren, eine besondere Bedeutung hat. Zugleich

wird deutlich, dass junge Menschen nicht ständig pädagogisch adressiert werden wollen und zumindest Mike (15) „*höchstens einen Sozialarbeiter*“ für ausreichend hält, um den Rahmen zu sichern.

Junge Menschen schätzen Jugendarbeit außerdem als Infrastruktur, als Anlaufstelle an der sie erwünscht sind, als Ort der warm und trocken ist und an dem man etwas essen kann. Sie steht für einen Ort „*wo ich einfach existieren kann, ohne etwas Bestimmtes konsumieren zu müssen*“ (Luka, 18) und an dem man z.B. Dinge tun kann, die sich junge Menschen aus Kostengründen sonst nicht leisten können: „*da hat man Sportgeräte aus dem Fitnessraum auch mit Geräten wie McFit und so*“ (Hassan, 15). Offene Kinder- und Jugendarbeit wird hier als ‚Vorhalteleistung‘ sichtbar, die durch ihre lebensweltliche Nähe einen Aufforderungscharakter für Jugendliche zu haben scheint, etwas, was Schule durch den starken curricularen Bezug nicht leistet: „*in der Schule gibt es auch AGs und so. Aber da werden Sachen gemacht, die interessieren uns einfach nicht*“ (Akin, 18).

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass Offene Jugendarbeit jungen Menschen offenbar wertschätzend begegnet und offen ist für ihre individuellen biografischen oder lebensweltnahen Fragen, Themen und Anliegen. Sie eröffnet „Handlungs-, Erfahrungs- und Entscheidungsräume“ und damit „eigene Gestaltungsmöglichkeiten“ (BMFSFJ 2017: 390). Sie erfüllt damit grundlegende Voraussetzungen für ein partizipatorisches Arbeiten bzw. realisiert es in einem sehr alltagsbezogenen, grundlegenden Sinne. Offene Kinder- und Jugendarbeit wird von den jungen Menschen jedoch nicht erwähnt als eine Anlaufstelle für kollektive Fragen, Themen und Interessen, die bspw. kommunalpolitische Entscheidungen berühren oder als Ort, an dem individuelle Erfahrungen, z.B. der Diskriminierung, als gesellschaftsrelevante, als politische Themen eingeordnet und mit jungen Menschen diskutiert und reflektiert würden. Offene Kinder- und Jugendarbeit weitergehend als Ort demokratischer Erfahrungen auszugestalten, ein fachlicher Anspruch, wie ihn vor allem Sturzenhecker (2013) und Schwerthelm (2018) ausformuliert haben, und damit Demokratiebildung in einem umfassenderen Sinne zu ermöglichen, schöpfen die erwähnten Einrichtungen offenbar nicht aus. Mit Blick auf eine breite Beteiligung unterschiedlichster junger Menschen in Frankfurt könnte Offene Kinder- und Jugendarbeit hier sicher eine andere Rolle einnehmen.

4.4 Jugendliche in ihrem Stadtteil und ihrer Stadt

Wie im Kapitel zu Jugendlichen im öffentlichen Raum bereits deutlich wurde, sind junge Menschen häufig Nutzer*innen öffentlicher Stadträume, die zentrale Interaktions-, Mobilitäts-, Rückzugs und Konsumräume darstellen. Diese Nutzung ist gerahmt durch die soziale Situation und Infrastruktur in unterschiedlichen Stadtteilen und Stadtgebieten, in denen sie wohnen und sich bewegen und die Handlungs- und Nutzungsmöglichkeiten begrenzen und eröffnen. Jugendliche beurteilen die Rahmenbedingungen zum Teil kritisch und formulieren konkrete Vorstellungen und Ideen, was aus Ihrer Sicht zu ändern wäre. Sie sprechen hier nicht nur für sich, sondern befassen sich auch mit der Situation anderer Menschen. Deutlich ist zudem, dass die weniger privilegierten Jugendlichen sich häufig sehr viel stärker in ihren Stadtteilen verorten, was auch Ausdruck dessen ist, dass sie häufig eher weniger in anderen Teilen der Stadt unterwegs – also weniger mobil sind. Demgegenüber thematisieren

privilegiere jung Menschen und hier insbesondere jung Frauen, häufig allgemeinere, stadtübergreifende Themen, wie z.B. eine klimafreundliche Mobilität.

Mobilität und Klimaschutz

Ein zentrales Thema für fast alle interviewten Jugendlichen ist das Thema Mobilität. So wünschen sich Stefano, Ilias, Santo & Can (14-15) eine bessere Anbindung jugendrelevanter Orte (wie z.B. dem Jugendhaus oder der Schule) über öffentliche Verkehrsmittel und zugleich eine höhere Verlässlichkeit und Pünktlichkeit. Alternativen wären aus ihrer Sicht Scooter oder auch Fahrräder, die für jung Menschen als kostenloses Fortbewegungsmittel zur Verfügung stehen könnten oder die Erlaubnis, ab 15 Jahren den Rollerführerschein bis 50 km/h erwerben zu können und entsprechend fahren zu dürfen. Andere jung Menschen sehen den Ausbau öffentlicher Verkehrsmittel im Zusammenhang mit der aus ihrer Sicht notwendigen Verringerung des Autoverkehrs in der Stadt. Es geht ihnen darum, sich umweltbewusst und schnell durch die Innenstadt bewegen können. Anna (16) beispielsweise *„würde einfach versuchen mehr Anreize [...] [zu] schaffen, dass man mit anderem Verkehrsmittel fährt oder mehr Fahrgemeinschaften bildet“*, aber auch Parkverbote einführen, um Menschen zum Umsteigen zu bewegen. Als Person, die *„eigentlich überall mit dem Fahrrad hin[fährt]“* ärgert sie sich, wenn immer wieder *„die Fahrradwege von Autos zugeparkt sind, [es sind] generell zu viele Autos, das stört mich“*. Jens (20) kritisiert außerdem die hohen Preise für die Nutzung des öffentlichen Personennahverkehrs (ÖPNV), denn *„jeder weiß, RMV-Tickets 2,75 Euro ist echt für'n Arsch“*. Eine Preissenkung oder auch eine kostenfreie Nutzung des ÖPNV wäre aus seiner Sicht ein Anreiz, um weitere Autos in der Stadt zu vermeiden. Jung Menschen sind und wollen mobil sein und das bestenfalls zeitunabhängig und kostengünstig und sehen daher an vielen Stellen die Notwendigkeit Mobilitätsmöglichkeiten auszubauen – insbesondere da sie als Verkehrsteilnehmer*innen von bestimmten Fortbewegungsmitteln aufgrund ihres Alters ausgeschlossen sind. Es sind vor allem jung Frauen und formal höher gebildete jung Menschen für die dabei auch der Klimaschutz eine große Rolle spielt – auch über Mobilitätsfragen hinaus. So halten z.B. Sophie (16) und Anisa (12) insgesamt mehr Klimaschutzbemühungen in Frankfurt für dringend notwendig. Anisa findet es sollte eine Bürger*Inneninitiative geben, die sich insgesamt um die Verbesserung des Umweltschutzes in Frankfurt kümmert, die z.B. auch initiieren könnte, dass immer wieder auch herumliegender Müll in der Stadt eingesammelt wird. Einige Jugendliche thematisieren die spezifische Verkehrssituation in Nied. Der Stadtteil ist quasi durch die Bahngleise geteilt, die zudem häufig befahren werden und die Schranken am Bahnübergang sind dann jeweils geschlossen. Fußgänger, Rad- und Autofahrer warten oft minutenlang, bis sie die Gleise passieren können, was dazu beiträgt, dass man häufig zu spät kommt, z.B. in die Schule. Die Jugendlichen wünschen sich eine Unterführung oder Brücke über die man die Gleise ungehindert überqueren kann.

Fehlende allgemeine und jugendspezifische Infrastruktur

Wie ebenfalls bereits im Kapitel zu ‚Jugendliche als Nutzer*innen öffentlichen Raums‘ skizziert (siehe Kapitel 3.1.), fehlen den von uns interviewten jung Menschen Aufenthaltsräume und Bewegungsorte, wie Spiel- und Sportplätze, aber auch überdachte oder geschlossene Räume, z.B. eine Art Café,

„irgendwo etwas, was beides hat, draußen und drinnen irgendwie was so überdeckt ist, wenn's regnet zum Beispiel“ (Luise, 17). Es geht hierbei um Räume, die sie autonom und nach eigenen Vorstellungen und Zeitressourcen nutzen können, die unterschiedliche Nutzungsmöglichkeiten erlauben und in denen sie nicht durch Erwachsene verdrängt werden oder unerwünscht sind. Hier stellen sie auch einen Zusammenhang zum Thema Mobilität her: (Zu) wenige spezifische oder attraktive Aufenthaltsorte für junge Menschen, erhöhen die Notwendigkeit mobil zu sein, um an diese entsprechend zu gelangen und umgekehrt. Aber auch der Zugang zu Orten, der ihnen aufgrund ihres Alters verwehrt ist und damit z.B. auch Freundschaftsnetzwerke und Peergroups spaltet ist ein Thema. So wünscht sich Devran (15) „Shisha-Bars für alle ab 14 Jahren [...]“ in seinem Stadtteil. Einige seiner Freund*innen sind älter und können sich in solchen Bars aufhalten, während er aufgrund der Altersbeschränkung diese nicht aufsuchen darf. Weiterhin artikulieren einige der Interviewten auch infrastrukturbezogene Themen, die z.B. ihre Stadtteile betreffen: So halten beispielsweise Stefano, Iljas, Santo und Can (14, 15) die Einkaufsmöglichkeiten in ihrem Stadtteil für unzureichend und wünschen sich hier eine Verbesserung. Das würde aus ihrer Sicht allerdings voraussetzen, dass die Kommune günstige Flächen zu Verfügung stellt, dass sich auch kleine Läden ansiedeln können.

Gefährliche und unsichere Orte

Es sind vor allem Mädchen und die weniger privilegierten, migrantische Jungen, die mit Verweis auf drogenabhängige oder obdachlose Menschen, öffentliche Orte wie das Bahnhofsviertel, die Hauptwache und U- und S-Bahn-Stationen, aber auch bestimmte Stadtteile (z.B. Nied) als gefährliche, unsichere und auch als Orte der Kriminalität, als „No-Go-Area hier in Frankfurt“ (Ali, 15) markieren. Mädchen thematisieren dies eher im Sinne eines Gefühls mangelnder Sicherheit und berichten von erfahrenen Konflikten oder sexistischer oder sexueller Belästigung. Sie erzählen von einem

Seda, 17

„Ich fühle mich hier eigentlich voll wohl, auch wenn ich manchmal Angst habe“.

masturbierenden Mann, der sie belästigt hat und davon, dass es üblich ist, dass sie als Mädchen und junge Frauen „Sprüche bekommen“ (Elena, 20) und insbesondere am Abend auf eindeutig übergriffige Weise „angesprochen“ (Elena, 20) werden. Für die Jungen gesellen sich zu der Sorge, dass bspw. so „ein Junkie hinter dir kommt und dich abrippt oder eine Glasflasche über den Kopf schlägt“ (Ali, 15), auch die Möglichkeit

eigener Berührungspunkte mit der Drogenszene oder krimineller Strukturen und Machenschaften. So macht Ali deutlich, dass es gleichzeitig „einfach so normal [ist] jetzt, dass zum Beispiel einer vom Freundeskreis Drogen nimmt oder Drogen verkauft oder irgendwie mit kriminellen Sachen zu tun hat“. Er findet, „solong wir noch cool sind und da nichts Schlimmes passiert, zum Beispiel Polizei oder so“, stellt das auch kein größeres Problem dar. Gleichzeitig sind er und sein Freund Hassan (15) sich einig, dass sie es nicht wollen, dass z.B. jemand Drogen in ihrem Stadtteil „vertickt“. Sie machen sich vor allem Sorgen um ihre jüngeren Brüder, die sich an solchen Leuten orientieren könnten: „Morgen, übermorgen verkauft der auch Drogen, das wäre ein schwerwiegender Schicksalsschlag“ (Hassan, 15) und das nur, „weil ein paar Vollidioten sich denken, dass sie cool sind damit“ (ebd.). Deutlich ist aber

auch, dass sie als Jugendliche z.B. in ihrem Stadtteil in bedrohliche Situationen verwickelt werden können, in denen *„zehn auf einen drauf gehen“* (Ali, 16) und dann ist es gut, wenn man Kontakte zu Leuten hat, die einen schützen und derartige Situationen regeln. Zugleich sind dies offenbar Personen, mit denen man sich nur bedingt einlassen sollte, mit denen man *„nicht jeden Tag chillen [sollte], damit man nicht mit reingezogen wird“* (Hassan, 15). Es gibt Personen, die im Stadtteil etwas zu sagen haben und mit denen man sich daher gut stellen muss, aber auch gleichzeitig nicht zu sehr einlassen darf – die Jungen müssen also schwierige Positionierungen vornehmen und austarieren.

Sowohl Mädchen als auch Jungen grenzen sich von Menschen, die sie als *„Asoziale“* (Ali, 16), *„Kriminelle“* (Hassan, 15), *„Junkies“* (Devran, 15) und *„Hauptwache-Chiller“* (Katayoun, 14) bezeichnen, ab. Während die weiblichen Jugendlichen hierbei mit Präventionsarbeit und Unterstützungsangeboten, wie besseren oder auch mehr Unterkünften argumentieren, vertreten die männlichen, weniger privilegierten Jugendlichen die Ansicht, dass hier über Kontrollen oder polizeiliche Maßnahmen für mehr drogen- und gewaltfreie Orte gesorgt werden könnte, opiatabhängige Personen auch mal in eine Ausnüchterungszelle und bei mehrere Vergehen auch in Haft genommen werden sollten.

Prekäre Lebenslagen und eigene Diskriminierungserfahrungen

Die von uns interviewten Jugendlichen beschäftigen sich mit der sozialen Situation in ihrer Stadt, thematisieren Wahrnehmungen sozialer Ungleichbehandlung von Menschengruppen und Stadtteilen in Frankfurt, aber auch eigene Erfahrungen von Diskriminierung und mangelnder Teilhabe finden sich in ihren Ausführungen. So sind sich Stefano, Iljas, Santo und Can (14-15) darin einig, dass es Stadtteile gibt, die im Fokus des öffentlichen Interesses stehen, in denen eine attraktive Stadtentwicklung vorangetrieben wird und dass es Randbezirke gibt, in denen kein neuer, ansprechender Wohnungsbau vorangetrieben wird. Sie finden, dass Bürger*innen in diesen Gebieten häufig ‚allein gelassen‘ werden, vieles ist ‚dreckig‘, niemanden scheint das zu kümmern. Zu diesen Randbezirken zählen aus Sicht der Jugendlichen z.B. die Stadtteile Griesheim, Nied, Gallus und Höchst. Eine ganze Reihe der von uns interviewten Jugendlichen halten auch die Lebenssituation von Obdachlosen und Geflüchteten für problematisch: *„Du siehst die, aber die werden nicht beachtet“* (Lamija, 23). Einerseits sehen sie die Sicherheit durch einzelne Geflüchtete gefährdet, finden aber, dass man all diesen Menschen *„ne Chance geben sollte“* (z.B. Lisa, 13 und Iljas, 15) und zumindest mal die Grundversorgung gesichert werden müsste: *„Das muss jetzt auch nicht Luxus sein, aber zumindest, dass sie sich ernähren [...] und schlafen können“* (Kiya, 14). Geflüchteten sollten kostenlose Sprachkurse angeboten werden und die Mitarbeiter*innen in der Arbeitsagentur *„ein bisschen netter werden“* sind sich Santo und Can (14-15) einig. Dabei wird deutlich, dass die Jugendlichen sich hierbei nicht auf eigene Erfahrungen beziehen, aber über familiäre Problemlagen oder auch über Erfahrungen, die sie aus dem Bekanntenkreis kennen, damit vertraut scheinen. Anisa (12) macht deutlich, dass sie es als ungerecht empfindet, wenn negativ über obdachlose oder geflüchtete Menschen gesprochen wird, vor allem weil sie denkt, dass sie selbst nicht die Hauptschuld an der Situation tragen. Und Katayoun (14) ist sich sicher, *„das Geld ist da, das hat auch unsere Lehrerin gesagt“*, es müssten eben nur Maßnahmen umgesetzt werden. Sie sehen sich durchaus auch als mögliche Ideengeber*innen, auch wenn sie sich nicht zutrauen, solche Dinge selbst zu realisieren: *„ich würde gern die Idee geben und andere das machen lassen“* (Kiya, 14).

Jens (20) problematisiert die ‚Schieflage‘ im Bildungssystem und die Tatsache, dass Bildungschancen stark vom sozialen Hintergrund junger Menschen abhängen. Für ihn ist klar *„wer wenig Ressourcen hat, hat größere Nöte“*. Lamija (23) will, dass Lehrer*innen *„schau[en], was kann das Kind“* und nicht nach dem Bildungsgrad der Eltern. Weiterhin kritisiert sie hierbei auch den Umgang mit Kindern mit einer Behinderung, denn *„es gibt wirklich viele Kinder, die haben wirklich viel Potenzial“* und werden innerhalb der Bildungsinstitutionen *„wie so’n Sonderling“* behandelt – das hat sie als ‚Integrationskind‘ selbst leidvoll erfahren. Sie musste mehrfach die Schule wechseln und wurde von Kursen ausgeschlossen. Aus ihrer Sicht wird über die Unterscheidung von Kindern mit Beeinträchtigung und ‚Regelkindern‘, eine Situation geschaffen, die das Leben bestimmter junger Menschen erheblich kompliziert. Auch die Lebenssituation älterer Menschen wird von Jugendlichen thematisiert. So problematisiert Silas (12) z.B. die Situation rund um Baustellen in Wohngebieten. Hier sollte aus seiner Sicht mehr Rücksicht genommen werden auf z.B. *„auch ältere Menschen, die brauchen ihre Ruhe, wenn sie zum Beispiel krank sind“*.

Die von uns interviewten Jugendlichen sprechen neben Thematiken, die sie bei Mitmenschen erkennen aber auch eigene Benachteiligungs- und Diskriminierungserfahrungen an. So wünschen sich Stefano, Iļjas, Santo und Can (14 - 15), dass man bspw. auch schon mit 12 oder 13 Jahren einen Nebenjob annehmen kann, um selbst Geld verdienen zu können. Nicht alle Jugendlichen erhalten Taschengeld von ihren Eltern, was auch Seda, Fatima und Aylin (16-17) problematisieren. Es geht ihnen dabei um Teilhabe und Anerkennung – sich die Dinge, die sich andere Jugendliche leisten, auch leisten und dabei sein zu können. Auch Diskriminierungserfahrungen scheinen zum Alltag vieler junger Menschen in Frankfurt zu gehören. Für weibliche junge Menschen geht es um anzügliche Sprüche oder sexualisierte Bemerkungen, denen sie sich in ihrem Alltag ausgesetzt sehen. *„Du ziehst ein Kleid an und keine Ahnung, du wirst ... Also das muss ja nicht mal an deinem Kleid liegen, das kann ja auch einfach nur daran liegen, dass du eine Frau bist. Du wirst direkt angebaggert“* erklärt Lamija (23), wenn sie beispielsweise über die Zeil läuft. Zum Alltag migrantischer, männlicher junger Menschen scheinen Erfahrungen mit häufigen, aus ihrer Sicht anlasslosen Polizeikontrollen zu gehören, die sie selbst als racial profiling markieren. Es scheint auszureichen, sich zu viert oder fünft im öffentlichen Raum aufzuhalten, um Anlass für eine Kontrolle zu bieten. Es sind Erfahrungen, welche die jungen Menschen als Verletzung ihrer persönlichen Würde und Persönlichkeitsrechte erleben. Santo (15) meint, *„die [Polizei] unterstellen hier irgendjemanden was, und die sind einfach rotzfrech“*. Bei Nachfragen, wieso die Jugendlichen angehalten werden, reagieren die Polizist*innen negativ. *„Die [...] denken, dass sie in ner höheren Position sind“* (ebd.).

Fehlende Ansprechpartner*innen

Vielen der interviewten Jugendlichen, die bisher wenige Erfahrungen mit Beteiligungsmöglichkeiten gesammelt haben, fehlen offenbar Ansprechpersonen, an die sie sich mit Anliegen wenden können. Dabei ist deutlich, dass es nicht oder zumindest nicht nur um einen Mangel an Transparenz oder Vorstellungen über bestehende Strukturen geht (vgl. Kapitel 3.5 und 3.7), sondern dass Jugendliche auch Sorge haben, mit einer Idee etwas in Gang zu setzen, das sie gar nicht bewältigen und leisten können oder dass sie es *„aber nicht ganz allein“* (Katayoun, 14) tun wollen, sich in irgendeiner Form

Unterstützung wünschen. Das lässt sich auch als ein Mangel an alltagsbezogener Unterstützung, Anlaufstellen und Personen lesen, die ein Hineinwachsen in Beteiligungsstrukturen begleiten und moderieren.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass sich die von uns interviewten (sehr unterschiedlichen) jungen Menschen mit gesellschaftlichen, ökologischen und sozialen Themen befassen und hier zum Teil sehr klare Positionen formulieren und Vorstellungen haben, mit denen sie sich mehr oder weniger explizit auch einbringen wollen. Sie sorgen sich um die Klimaveränderung, um Menschen, die am Rand der Gesellschaft leben, aber auch um ältere Menschen und ihre jüngeren Geschwister. Ihre Wahrnehmung ist dabei durchaus auch von eigenen Diskriminierungserfahrungen als junge Frauen oder junge Männer oder als queere junge Menschen geprägt. Zudem fühlen sich junge Menschen in Teilbereichen der Gesellschaft, der Mobilität, der öffentlichen Lebens, der Möglichkeit selbst Geld zu verdienen altersbedingt benachteiligt und wünschen sich hier mehr Rechte und Zugangsmöglichkeiten.

4.5 Partizipation als Verständigung(sproblem)?

Das folgende Unterkapitel nimmt jugendliche Meinungsäußerung mit Blick auf jugendliches Engagement aus verschiedenen Perspektiven in den Blick. Zunächst soll es auf einer verbal-sprachlichen Ebene darum gehen, wie Jugendliche über ihre Themen und Anliegen sprechen, wie sie Beteiligung und Partizipation(-erfahrungen) sprachlich fassen und wie sie Wünsche, Bedarfe, Anliegen und Nöte in den Interviews zur Sprache bringen. Eine zweite Perspektive lenkt den Blick auf Partizipation als kommunikatives Geschehen, das auf Verständigung beruht und damit Sender und Empfänger bei der Konsensfindung miteinschließt. Es stellt sich die Frage danach, wie die Umwelt bzw. Erwachsene auf jugendliches Sprechen reagieren und welche Rolle eine gelungene Verständigung zwischen Jugend- und Erwachsenenwelt bezogen auf die Partizipationsmöglichkeiten Jugendlicher spielt.

Habitus und Sprache als Zugangsvoraussetzungen der Meinungsäußerung?

So wenig, wie es „die Jugend“ gibt (Böhnisch/Schefold 2017: 16), so wenig sprechen sie die gleiche Sprache, das wird bei der Durchsicht der von uns geführten Interviews deutlich: Es finden sich klare Unterschiede in der Ausdrucksweise, im Sprechen über (Beteiligungs-) Erfahrungen und im Sprachvermögen von Jugendlichen, in denen sich gleichsam auch die soziale Spaltung der Gesellschaft abbildet. Auf der einen Seite stehen Jugendliche, die sich einer ‚politischen‘ Sprache bedienen, wenn sie über Mitbestimmungs- und Beteiligungsbelange sprechen. Sie verwenden Signalworte wie: ‚Delegierte‘, ‚Plenum‘, ‚sich zur Wahl aufstellen lassen‘, ‚Parlament‘ und machen damit deutlich, dass sie sich in diesen Kontexten und Logiken bewegen und zu bewegen wissen. Es sind in der Mehrheit Jugendliche, die formal höher gebildet sind, bzw. aus formal höher gebildeten Familien kommen. Die Sprache der Jugendlichen macht zum einen bereits eine gewisse politische Sozialisation durch Elternhaus, Schule oder andere Institutionen, bzw. durch Engagementenerfahrungen erkennbar und steht für eine entemotionalisierte Kommunikationsweise, die sich damit leicht einer „öffentlich-politischen Sphäre“ (Munsch 2011: 51) zuordnen lässt. Die Jugendlichen verdeutlichen, dass sie mit zunehmendem

Engagement auch größere Sicherheit in formellen Partizipationsrahmen erlangen oder erlangt haben und damit handelnd ihre Gestaltungs- und Mitbestimmungsspielräume erweitern. Entgegengesetzt zeigt sich das für weniger privilegierte Jugendliche die häufig nur ungenaue Vorstellungen darüber haben, wie politische Prozesse organisiert sind und gleichzeitig kaum über entsprechende Begrifflichkeiten verfügen: *„Also ich hab ma ne Frage: Wer is'n hier der in Frankfurt, der das Sagen hat? Also es gibt doch sowas wie n Präsidenten hier in Frankfurt, aber ich weiß nich. ((Zwischenruf Stefano, 15: Bürgermeister)), ja Bürgermeister“ (Can, 14)*. Zugleich ist den Jugendlichen klar, dass dies eine Sphäre ist, die für sie eine Habitusänderung und damit eine Anpassung an die bestimmte Gepflogenheiten voraussetzt: *„Ich würd mich bei dem Herr Bürgermeister, würd ich mich eh, mit dem treffen, ich würd mich auch sehr speziell anziehen, also gut, vorzüglich, und ich würd da jetzt nich mit Bauchtasche oder irgendwie sowas auftauchen“ (Can, 14)*.

Vier Jungen im Alter zwischen 14 und 15 Jahren aus einem „Brennpunkt Frankfurts“ (wie sie sagen), verwenden zudem immer wieder Aussagen, die Veränderung und Mitbestimmung und deren konkrete Umsetzung zunächst eher anderen zuschreiben: *„die sollen“* etwas verändern, *„man muss“*, *„ich würd mich freuen, wenn da mal was gemacht würd“* oder auch an die Interviewerin gewandt *„bitte setzt das mal um“* (Stefano, Iljas, Santo und Can, 14-15). An der sprachlichen Ausdrucksweise wird deutlich, dass sich die vier Jungs nicht in der Position sehen, Dinge zu verändern. Dies wirft die Frage auf, inwiefern sich diese und andere Jugendliche überhaupt zur aktiven Teilhabe autorisiert oder angesprochen fühlen? Hinweise hierauf finden sich auch in anderen Untersuchungen: *„Jugendliche, deren Handlungs- und Selbstentfaltungsmöglichkeiten durch Strukturen sozialer Ungleichheit beschränkt sind, verzeichnen häufiger Erlebnisse mangelnder Anerkennung oder gar der Missachtung ihrer Selbstbestimmungsäußerungen; sie haben wenige positive Erfahrungen sammeln können, dass sie in diesen Kontexten etwas zu verändern oder für sich zu erreichen vermögen“* (Schwanenflügel 2015: 270).

Es ist davon auszugehen, dass auch verbal-sprachliche Barrieren den Zugang zu (formaler) Partizipation erschweren und damit Ausschlussprozesse in Gang setzen können. Unterschiedliche soziale Positionierungen, und das scheint auch den Jugendlichen klar zu sein, schaffen Zugänge oder auch Ausschlüsse zu formalen Beteiligungsformen. Als Schülerin der gymnasialen Oberstufe berichtet Anna (16) z.B. davon, dass „Jugendbeteiligung“ als Thema bereits im Fach Politik und Wirtschaft behandelt wurde und auch *„welche Jugendliche es gibt, so wie, welche sich auch eher beteiligen und welche eher weniger. [...] Uns wurde erzählt, dass [sich, sic!] Leute aus bildungsferneren Schichten eher weniger beteiligen“ (Anna, 16)*. Ein Aspekt, der bereits in Kapitel 3.2 beleuchtet wurde und deutlich macht, dass z.B. Schule bestimmte Zuschreibungen über Jugendliche nicht nur reproduziert, sondern damit auch das öffentliche Bild von sich weniger engagierenden marginalisierten Jugendlichen prägt und damit schlussendlich auch die Selbstwahrnehmung eben jener Jugendlicher. Anna interpretiert das Fernbleiben Jugendlicher aus bildungsfernen Schichten an den Beteiligungsformaten, an denen sie sich engagiert zum einen dahingehend, dass Jugendliche aus formal weniger gebildeten Haushalten *„sich auch nicht so trauen“* daran teilzuhaben oder sich gar für ein politisches Amt aufstellen zu lassen. Das fehlende Zutrauen werde andererseits auch dadurch bedingt, dass es durch politisch bereits erfahrende

Jugendliche für junge Menschen aus weniger privilegierten Lebensverhältnissen so wirke, „als hätten alle schon voll die Ahnung“ (ebd.).

Unterschiedliche soziale Positionierungen schaffen unterschiedliche Zugänge, die quasi ein Aneignungsparadox hervorbringen: Während formal höher gebildete junge Menschen stärker in Beteiligungsformen eingebunden sind, (positive) Beteiligungserfahrungen sammeln, Sicherheit entwickeln sich in diesen Kontexten zu bewegen und Kompetenzen erwerben und damit [wachsende] „Chancen zur individuellen Weiterentwicklung und zur gesellschaftlichen Gestaltung“ (Picot 2011: 19) haben, dreht sich für „die Anderen eine Abwärtsspirale“ (ebd.). Sie verlieren aufgrund fehlender Passungsfähigkeit bezogen auf ihre Sprache und ihren Habitus den Anschluss – die Schere zwischen Jugendlichen unterschiedlicher sozialer Schichten und damit auch späteren Erwachsenen drohen dann bezüglich ihrer Beteiligungs- und Teilhabeerfahrungen immer weiter auseinanderzudriften.

Ein weiterer Aspekt, der in den Interviews auffällt ist, dass junge Menschen im Sprechen über Beteiligungsstrukturen, -projekte und -erfahrungen quasi Auskunft über den Entstehungskontext und damit verbunden über ihre Identifikation mit diesen geben. Selbst scheinbar „jugendgerechte“ Partizipationsangebote, die offen für die Vorstellungen der jungen Menschen sind, werden als von Erwachsenen initiiert und ihren Logiken folgend sichtbar: Die 16-jährige Anna spricht z.B. über ein Projekt, an dem sie sich beteiligt nicht so, als wäre es „ihr“ Projekt, sondern als erfülle sie einen Auftrag: „*Da sollen Leute eingeladen werden, die irgendwie in Bewegungen aktiv sind*“ und „*es soll eine Meckerphase geben*“. Elena und Jens (20 J.) berichten von einem anderen Kontext, in dem sie Wünsche äußern sollen oder Dinge Mitabstimmen dürfen. Für das Forscher*innenteam erscheint dies durchaus typisch für Projekte, die von Erwachsenen initiiert und von Jugendlichen ausgeführt werden (*sollen*). Beim Sprechen über Ehrenämter und Erfahrungen in formalen Partizipationsrahmen fallen während der Interviews immer wieder auch Wortunsicherheiten auf, die darauf hindeuten, dass die dahinterliegenden Strukturen (des formalen Partizipationsrahmens) nicht gänzlich durchdrungen scheinen, die aber zugleich einen beginnenden Aneignungsprozess skizzieren, in dem sich die jungen Menschen, diese quasi zu eigen machen. Demgegenüber wird z.B. im Sprechen der Jugendlichen über ihr Engagement bei Fridays for Future diese (sprachliche) Distanz nicht sichtbar.

Can, 14

An den Bürgermeister gerichtet:
„Also wenn Sie das hören, (...) dann rufen Sie mich an und wir können gerne einen Termin ausmachen, dann können wir mal zusammen reden, `n Kaffee trinken, oder `n Tee, auch `n Apfelsaft [lacht].“

Den richtigen Ton treffen als Voraussetzung für Partizipation

Ein weiterer Aspekt, der in der sprachlichen Analyse der Interviews auffällt, ist, dass viele Jugendliche in einer eher ‚jugendtypischen Sprache‘ davon reden „*keinen Bock*“ (Elena, 20) zu haben, sich an bestimmten Dingen zu beteiligen oder dass sich Schule „*auf ihren Scheiß [konzentriere]*“ (Alex und Marcus, 15). Die von den Jugendlichen beschriebenen Erfahrungen legen nahe, dass solche

Äußerungen von Erwachsenen häufig als tendenziell ‚unqualifiziert‘ bewertet werden und die begründete Kritik oder der Unmut, der sich darin ausdrückt, nicht gehört wird. Junge Menschen formulieren ihre durchaus politischen Anliegen in einem Kommunikationsmodus, der einem persönlichen Gespräch mit starkem Lebensweltbezug nahekommt. Gleichermaßen bedienen sich viele Jugendliche einer emotionsgeladenen und alltagsbezogenen Sprache, die von Erwachsenen scheinbar schnell als ‚jugendliches Meckern‘ verstanden wird: *„Man wird wegen irgendner, ich sag nich Scheiße, aber wegen irgendner Kacke wird man hier angehalten, die [Polizei, Anm. d. A.] unterstellen hier irgendjemanden was und die sind einfach rotzfrech“* (Can, 14). Die 17-jährige Luise erklärt entsprechend: *„man muss halt den richtigen Ton treffen“*. *„Aber das kam auch erst mit der Zeit“* (Sabrina, 17), fügt ihre Freundin hinzu. Für das Forscher*innenteam wird hierbei die Frage aufgeworfen, inwiefern lebensweltnahe und jugendsprachliche Äußerungen Jugendlicher von Erwachsenen auch als Ausdruck eines (inhaltlichen) politischen Interesses und dem Wunsch nach Veränderung und Teilhabe ‚decodiert‘ werden (können) und wo Erwachsene sprachlich eine Unterscheidung zwischen einem berechtigten ‚politischen Anliegen‘ auf der einen, und ‚jugendlichem Meckern‘ auf der anderen Seite machen, das sie als ‚unqualifiziert‘ verwerfen oder ignorieren. Es stellt sich zum einen die Frage, inwieweit eine ‚entemotionalisierte‘, sachliche, politische Sprache zur Barriere für die jungen Menschen wird, die über weniger Erfahrung im politischen Kontext verfügen und deren sprachliches Ausdrucksvermögen weniger ‚Passung‘ zu einer „entemotionalisierten Kommunikation der öffentlichen Sphäre“ (Munsch 2011: 51) hat. Sprache stellt hier eine mögliche Barriere dar, die heißt: jugendliche Anliegen, werden nicht ernst oder überhaupt wahrgenommen. Inwiefern wird damit ‚Jugendsprache‘ auch zum Ausschlusskriterium im politischen Geschehen? Hinweise hierauf finden sich auch in der Zusammenfassung der Frankfurter Ergebnisse des EU-Projektes *“Spaces and Styles of Participation. Formal, non-formal and informal possibilities of young people’s participation in European cities”* (Partispace), in denen es heißt: *„Die meisten [Expert*innen, Anm. d.A.] waren sich darin einig, dass Jugendliche das Recht haben sich einzubringen, zumindest wenn der Ton stimmt“* (Lütgens et al. 2019: 6).

Äußerungen junger Menschen werden vermutlich nur selten auch als mögliche politische Äußerungen aufgefasst, sondern als individuelle oder unqualifizierte Beiträge abgetan, wenn sie nicht im entsprechenden formalen Rahmen und der passenden Sprache geäußert werden. Gesellschaftliche Verhältnisse äußern sich jedoch zugleich im persönlichen Raum und damit auch in persönlichen Erfahrungen. Munsch hält hierzu fest, dass *„die Ausgrenzung persönlicher Erfahrungen und Nöte aus einer entpersonalisierten öffentlichen Meinungs- und Entscheidungsbildung und ihre Verdrängung in eine entpolitisierte Privatsphäre (.) also zur Ausblendung von Ausgrenzungserfahrungen [beitragen]“* (Munsch 2011: 51). Den (für Erwachsene) ‚richtigen Ton‘ zu treffen und sich einer adäquaten Sprache zu bedienen, wird dann zum Ausschlusskriterium z.B. für marginalisierte Jugendliche. Was die Forscher*innengruppe als jugendliches Meckern bezeichnet, fasst Ranciere im Begriff des „Lärms“ (Ranciere 2002: 41). Er geht davon aus, dass alle institutionalisierten Mechanismen dessen, was gemeinhin als Politik bezeichnet wird einer *„Ordnung des Sichtbaren und Sagbaren“* unterworfen und *„dafür zuständig [sind], dass diese Tätigkeit sichtbar ist, und jene andere nicht, dass dieses Wort als Rede verstanden wird, und jenes andere als Lärm“* (ebd.: 41, vgl. auch Schwanenflügel & Walther 2019).

4.6 Jugendliche Partizipation im Generationenverhältnis

Jugendliche Partizipation berührt offenbar nicht nur Fragen der sprachlichen Verständigung, sondern auch des Generationenverhältnisses zwischen jungen Menschen und der Welt der Erwachsenen insgesamt. In den Interviews ist auffällig, dass es in der Regel wenige Erwachsene – ein*e Mitarbeiter*in des Jugendhauses, Eltern oder ein*e coole*r Lehrer*in – sind, die junge Menschen als ansprechbar beschreiben und von denen sie sich mit ihren Belangen ernst genommen zu fühlen scheinen. Insgesamt erleben sie die Erwachsenenwelt offenbar als eher uninteressiert an ihren Vorstellungen und Positionen. Sie fühlen sich häufig nicht nur nicht ernst genommen, sondern mit verallgemeinernden Zuschreibungen und Stigmatisierungen versehen (vergleiche dazu Kapitel 3.4).

Klara, 14

Auf die Frage, ob es Erwachsene gibt, die Jugendliche ernst nehmen?
„Nicht, dass ich wüsste!“

Jugendliche unter Generalverdacht

Insbesondere im öffentlichen Raum erleben sich Jugendliche vielfach als unter einem Generalverdacht stehend, etwas potenziell Kriminelles oder Regelwidriges zu tun: *„Guck mal da, die machen da voll die kriminellen Sachen oder so. Obwohl es gar nicht so ist“* fassen Akin (18) und Dogan (19), ihre Erfahrungen mit Erwachsenen im öffentlichen Raum zusammen. Dies scheint insbesondere für männliche Jugendliche zu gelten aber auch für Jugendliche aus nicht-privilegierten Stadtteilen. Elena (20) macht deutlich, dass man von Erwachsenen schnell *„abgestempelt“* wird, wenn man aus einem entsprechenden Wohnviertel kommt oder sich dort aufhält. Erwachsene scheinen im öffentlichen Raum auf Abstand zu ihnen zu gehen. Auch pädagogische Jugendeinrichtungen scheinen hierbei nicht außen vor zu sein: Mike und Leon fühlen sich auch im Jugendhaus manchmal *„irgendwie beobachtet“* (Leon, 15), offenbar verdächtigt etwas Unrechtes zu tun. Diese Erfahrungen im öffentlichen Raum betreffen auch den Kontext Schule (vgl. auch Kapitel 3.2). Stefano (15) sieht sich z.B. durch seine Lehrer häufig in eine Schublade gesteckt: *„dann kann man sich nich mehr für die bessern, dann hat man immer, dann ham die immer das Bild von dir, und ja, deshalb will ich auch jetzt die Schule wechseln nach der Neunten (...) wenn ich dann auf ne neue Schule gehen würde, dann eh könnt ich auch `n Neuanfang machen“*. Diese Erfahrung, teilt auch Elena (20): *„Aber dieser Mensch hat dich halt damals in diese Schublade gesteckt und da bleibst du für ihn halt drinne. Da bringt dann halt all das Reden nichts mehr“*. Insgesamt scheinen viele junge Menschen in Frankfurt Vorurteile oder Stigmatisierungen als Jugendliche zu erfahren.

„Ach ihr kleinen Mäuse habt doch gar nichts zu sagen“

Junge Menschen sehen sich nicht nur Zuschreibungen und Vorurteilen Erwachsener ausgesetzt, sondern fühlen sich häufig auch nicht wirklich ernst genommen. Sie machen die Erfahrung, dass wenn sie mit ihren Anliegen und Meinungen an Erwachsene herantreten, diese ihnen nur *„semi zuhören“* (Sophie, 16) und noch weniger aushandlungsbereit sind oder dann doch das letzte Wort behalten. Die Erfahrungen, die Jugendliche hierbei offenbar machen, sind die, dass weniger ihre inhaltliche

Argumentation, als ihr Alter ausschlaggebend ist, ob einer Positionierung Ernsthaftigkeit und Berechtigung zugeschrieben wird: „*es sind ja Kinder, was sollen die mir sagen*“ fasst z.B. die 14-jährige Klara ihre Erfahrungen des Nicht-Ernst-Genommen-Fühlens zusammen. Für Jugendliche zeigt sich immer wieder, „*dass man unterstellt bekommt, dass man jung ist und noch nicht so viel Ahnung hat und noch nicht weiß wie das funktioniert und deswegen auch noch nicht zutrauen kann so viel Entscheidungsmacht zu haben*“ (Anna, 16). Das Bild junger Menschen als mangelbehaftete und unfertige gesellschaftliche Subjekte steht dem Privileg einer Erwachsenenwelt gegenüber, die sich berechtigt sieht von jüngeren Bürgern Respekt einzufordern, diesem Anspruch aber selbst nicht immer und selbstverständlich nachkommt: „*Die [Erwachsenen, Anm. d. A.] sagen so ja man soll Respekt*

Aylin, 17

„Die (Erwachsenen, Anm. d. A.) dürfen uns anmeckern, die dürfen deren Meinung äußern aber wir unsere einfach nicht“.

haben, aber vor uns haben die dann keinen Respekt, [...] und dann kommt immer das Argument: Nein, ich bin eh, ich bin älter“ (Santo, 15). Junge Menschen werden häufig nicht als vollwertige Mitglieder der Gesellschaft gesehen oder als solche behandelt, sie haben eher den Eindruck, dass ihre Äußerungen oder auch Kritik abgetan wird, nach dem Motto: „*ach ihr kleinen Mäuse habt doch gar nichts zu sagen*“ (Sabrina, 17) oder im Sinne von Silas (12) desillusioniertem Kommentar: „*ich sage immer meine Meinung [...], aber die ändert nichts*“.

Die beschriebenen Erfahrungen junger Menschen lassen sich im Begriff/Phänomen des Adulthood fassen: Sie machen die Erfahrung, dass sie aufgrund ihres Alters nicht gehört oder ernst genommen werden, ihre Anliegen nicht vorbringen oder letztlich nichts an einer für sie unzufriedenstellenden Situation ändern können. Die Möglichkeit für junge Menschen sich als wichtiger und ernstzunehmender Teil einer Gesellschaft zu erfahren, Selbstwirksamkeitserfahrungen auch in der Auseinandersetzung mit Erwachsenen zu machen, die Welt als veränderbar zu erleben, scheint deutlich beschränkt. Vor diesem Hintergrund stellt sich die Frage, wo sie Motivation und Zutrauen gewinnen sollen, dass es lohnenswert für sie ist, sich überhaupt an gesellschaftlichen Fragen und Belangen zu beteiligen. Dies gilt insbesondere für weniger privilegierte junge Menschen, die bezogen auf ihrer Sprache, ihren Habitus weniger Passung mitbringen, daher seltener in anerkannten Partizipationskontexten zu finden sind und die Chance (positive) Partizipationserfahrungen zu machen gering ist.

4.7 Partizipationserfahrungen Jugendlicher

Wie in den vorangegangenen Abschnitten bereits deutlich geworden ist, haben viele junge Menschen sehr konkrete Interessen und Vorstellungen zu Entwicklungen und Dingen, die aus Ihrer Sicht einer Änderung bedürfen. Junge Menschen äußern sich zu unterschiedlichen Themen aber nicht alle jungen Menschen wissen, wo sie mit ihren Vorstellungen anschließen können, wie und ob sie eine Veränderung erwirken können oder haben die Erfahrung gemacht, dass sie sowieso nicht gehört werden. Sie sind in ganz unterschiedlicher Weise und in sehr verschiedenen Kontexten aktiv, mischen sich ein oder auch nicht: Sie finden sich in formalen Formen der Schülervvertretung, non-formalen der Jugendarbeit oder des Vereinssports, selbstverwalteten Kontexten wie Fridays for Future, sie gehen auf Demonstrationen, mischen sich in ihrem schulischen Alltag ein, sehen einen Schutzauftrag für ihre jüngeren Geschwister,

sind gegenüber Polizei-Kontrollen widerständig, die sie als ungerechtfertigt sehen oder betätigen sich als Moderator*innen in der digitalen Welt und tragen dafür Sorge, dass sich die Mitspieler*innen eines Online-Spiels an die Regeln halten: „*Und das tue ich auch gerne. [...] Ich muss da viel Arbeit reinstecken, um den Leuten [...] zu helfen*“ (Silas, 12). Nicht alle dieser Aktivitäten werden im üblichen Diskurs als Einmischungs-, Selbstbehauptungs- oder Partizipation(sversuche) anerkannt oder gar von Erwachsenen wahrgenommen und wertgeschätzt. Sie werden kaum ‚versanden‘ oder auch zurückgewiesen und vermitteln jungen Menschen dann den Eindruck, dass sie ohnehin wenig an ihren Lebensbedingungen ändern können oder sie tragen sogar zu einer Etikettierung junger Menschen z.B. als Unruhestifter bei.

Vor diesem Hintergrund haben wir das Interviewmaterial mit Blick auf die Frage angeschaut, wie junge Menschen Zugang zu Partizipationskontexten finden, die auch von Erwachsenen als Partizipation anerkannt und wertgeschätzt werden.

Zugangswege zu anerkannten Partizipationskontexten

Jens, 20

„Wir sind die stimmberechtigten Alibi-Jugendlichen“

Was die Zugänge zu anerkannten Partizipationskontexten anbetrifft, scheint deutlich, dass Familien und pädagogische Institutionen offenbar häufig eine Rolle spielen. Junge Menschen berichten, dass sie durch das politische oder soziale Engagement ihrer Eltern angeregt wurden auch selbst aktiv zu werden und/ oder politische Diskussionen Bestandteil des familiären Alltages sind und sie in gewissem Sinne hierüber politisiert wurden. Andere junge Menschen berichten davon,

dass Jugendarbeiter*innen oder Lehrer*innen eine wegweisende Funktion übernommen haben, sie eingeladen oder angeregt haben, sich als Klassen- oder Schülersprecher*innen aufstellen zu lassen oder für andere Gremien zu kandidieren. So berichtet z.B. Elena (20), dass sie „*angefragt*“ wurde, ob sie sich nicht vorstellen könne für einen Jugendausschuss (wie z.B. zur Jugendarbeits-Planung in Kirche oder Vereinen) zu kandidieren und gemeinsam mit Jens (20), der ebenfalls dort engagiert ist, inzwischen in unterschiedlichen weiteren Kontexten engagiert ist. Auch in der Schule werden junge Menschen von Lehrer*innen aufgefordert und ermutigt sich zur Wahl als Klassensprecher*in zu stellen. Aber auch umgekehrt: ihre Kandidatur wird abgelehnt oder behindert, weil Schüler*innen aus Sicht ihrer Lehrer*innen nicht geeignet scheinen oder sich ‚nicht gut benehmen‘. Im Peerkontext ist wohl eher der Beliebtheitsgrad entscheidend, gleichzeitig gelten Klassensprecher*innen häufig als die Lehrer*innen-Liebliche. Davon berichten unterschiedliche Jugendliche, z.B. Anisa (12), die „*schon immer Klassensprecherin werden [wollte]*“, bisher aber offenbar weder von Mitschüler*innen noch von Lehrer*innen für den Posten vorgeschlagen wurde.

Mehr oder weniger attraktive Aspekte in organisierten Partizipationskontexten

Formale Partizipationskontexte scheinen häufig mit spezifischen, eher bürokratischen Pflichtaufgaben verknüpft, „*so typisch, das sind Sachen, die müssen halt gemacht werden*“, führt Jens (20) aus. Junge Menschen beschreiben diesbezüglich einen ambivalenten Aneignungsprozess: die zu erledigenden

Aufgaben sind nicht immer attraktiv, aber irgendwann „weiß [man] dann super viel und tauscht sich dann doch irgendwie aus. Und dadurch, dass man dann so viel weiß, interessiert es einen halt dann doch irgendwie, man bleibt ja auch dabei. [...] Aber wenn man jetzt ganz neu irgendwo dazu kommt, (Jens: ist es glaube ich schwer Anschluss zu finden) ja erstens das, aber dann interessiert das einen vielleicht erst mal gar nicht.“ (Elena, 20). Zugleich ist Gremienarbeit, den Erfahrungen der jungen

Elena, 20

„Da stehen so diese Ausschüsse und Gremien erst mal ganz hinten an“

Menschen zufolge, „super zeitaufwendig [...] ich hab nicht damit gerechnet, dass das so viel Aufwand ist, also ich hab schon Bock drauf, aber es ist echt viel“ (Elena, 20). Auch Katayoun (14) habe als Klassensprecherin „richtig hart geschuftet dafür“. Und kontinuierliches Mitarbeiten scheint in solchen Gremien erwartet zu werden, dem kann man sich nicht so einfach entziehen oder man ist dann eben ‚draußen‘. Eine weitere Erfahrung beschreibt Klara (14), die deutlich macht, dass solche Entscheidungsstrukturen häufig durch „Alphatiere“ besetzt seien, die sich mit ihrer Position in vielen Dingen durchsetzen oder letztlich diejenigen seien, die entscheiden, wie es gemacht werde und die die Idee gleichberechtigter, demokratischer Aushandlungsprozesse gewissermaßen konterkarieren. Dabei bleibt offen, ob es sich um Peers oder Erwachsene handelt. Offensichtlich ist aus Sicht der Jugendliche, dass die realen Mitbestimmungs- und Entscheidungsmöglichkeiten häufig deutlich durch Erwachsene begrenzt sind. So erzählt Mirkan (15), dass die Schülersprecher*innen zwar versprochen haben: „wir heben das Jogginghosen-Verbot auf, es gibt Süßigkeiten im Kiosk und sowas“ (Mirkan, 15) und im Grunde sei klar, dass „die [das] eh nicht ändern [können]“ (ebd.). Auch Jens macht bezogen auf seine Arbeit im Jugendhausschuss deutlich: „es ist meistens so, dass es dann eh dieser Kreis [von Erwachsenen, Anm. d. A.] ist, der es schon untereinander weiß und dann sind wir da und stimmen halt noch mit ab. Wir sind dann stimmberechtigt. Die stimmberechtigten Alibi-Jugendlichen“ (Jens, 20).

Hiervon unterscheiden sich die Berichte der jungen Menschen aus dem selbstverwalteten, basisdemokratischen Kontext der Fridays for Future (FFF): Die Jugendlichen schätzen, dass man den Grad der Beteiligung in starkem Maß selbst bestimmen und steuern und jederzeit „eintreten und auch wieder austreten“ (Anna, 16), kann, z.B. abhängig davon, wie viel Zeit einem schulische und andere Verpflichtungen aktuell lassen. Wer nicht bis zum Ende langwieriger Sitzungen und Debatten bleiben kann oder will, geht einfach früher. Wenn man sich eine Aufgabe zutraut und Offenheit signalisiert sie zu übernehmen, ist man auch schnell mitten drin und in wichtige und zentrale Prozesse eingebunden.

Einig sind sich die jungen Menschen darin, dass es bei ihrem Engagement auch darum geht „dass es einem selbst Spaß macht“ (Jens, 20). Anna (16), die bei Fridays for Future engagiert ist, macht deutlich, dass es auch darum geht Gleichaltrige kennenzulernen und einer Gruppe anzugehören: es ist schön, „Leute gefunden [zu haben], mit denen man auch was machen kann und [man] nicht nur zu zweit dasteht“ (ebd.). Das passiert zum Beispiel auf gemeinsamen Demonstrationen und Aktivitäten: „Und da sind wir einmal nach Aachen gefahren, zu einer größeren Demonstration und ein Wochenende. Und da haben wir dann auch andere kennengelernt, und so waren wir eine Gruppe, die dahingehet. Also ganz nett.“ (Anna, 16). Auch Elena betont das als einen Aspekt, der erwachsenen Entscheidungsträgern nicht

immer klar zu sein scheint: Bei Beteiligung „geht es vielleicht erst mal um ganz andere Dinge. Ja ich will hier jetzt erst mal Leute kennenlernen und ok, vielleicht will ich erst mal mithelfen irgendwie so ein bisschen Ehrenamt zu machen“ (Elena, 20).

Vielen jungen Menschen geht es nicht in erster Linie darum, ein Amt oder eine Position zu bekleiden, sondern Gleichgesinnte zu treffen, Gemeinschaft und Zugehörigkeit zu erleben, Anerkennung zu erfahren und sich mit dem einzubringen, wovon sie sich betroffen sehen. „Engagement [...] kommt nur dann zustande, wenn es zu der Lebenssituation und den jeweiligen biographischen Präferenzen ‚passt‘“ macht Jakob (2003: 90 ff.) auf der Grundlage ihrer Partizipationsforschung deutlich. Umgekehrt heißt das: „gesellschaftliche Strukturen müssen sich ihrerseits als anschlussfähig und aneignbar erweisen“ (Schwanenflügel 2015: 76). Gerade bezogen auf weniger privilegierte junge Menschen, die weniger Passung zu den dominanten Partizipationsformen haben, stellt sich die Frage, wie eine lebensweltliche Passung stärker verankert werden kann.

5 Kurzzusammenfassung der Ergebnisse

Auf Grundlage der in den vorangegangenen Kapiteln beschriebenen Ergebnisse, werden hier zusammenfassend die aus unserer Sicht zentralen Aspekte herausgearbeitet und zugespitzt.

Sichtweisen und Bedürfnisse junger Menschen finden keine Resonanz

Vor dem Hintergrund der von uns geführten Interviews lässt sich sagen, dass junge Menschen die Räume und Institutionen, in denen sie sich in Frankfurt bewegen, in der Mehrheit als wenig offen und interessiert an ihren Bedürfnissen und Sichtweisen wahrnehmen. Es sind vor allem einzelne Erwachsene, die sie als ansprechbar erleben: häufig Eltern, immer wieder mal ein*e Mitarbeiter*in der Kinder- und Jugendarbeit, manchmal auch einzelne Lehrer*innen. Die Jugendzeit scheint eine, durch das Alter bedingt, stigmatisierte Lebensphase zu sein, in der junge Menschen kaum als vollwertige Gesellschaftsmitglieder mit eigenen Bedürfnissen, Meinungen und Anliegen wahrgenommen oder gar adressiert zu werden scheinen, von denen Respekt eingefordert wird, denen Erwachsene aber eher selten ihrerseits Respekt zollen. Deutlich wird, dass ihre Sichtweisen nicht nur kaum auf Resonanz stoßen, sondern für Jugendliche zudem vielfach unklar ist, an welcher Stelle sie ihre Meinung geltend machen können – für viele junge Menschen ist es schlichtweg unklar, an wen sie sich mit ihren Anliegen wenden könnten und ob oder von wem sie gehört werden.

(K)ein Recht auf öffentlichen Raum?

Neben Elternhaus und Schule spielt für die meisten der von uns interviewten Jugendlichen der öffentliche Raum eine mehr oder weniger große Rolle. Für einen Teil der Jugendlichen sind auch pädagogische und freizeitbezogene Institutionen, wie das Jugendhaus oder der Sportverein und politische Kontexte, wie z.B. Fridays for Future, wichtige Räume, hier bestehen jedoch große individuelle Unterschiede.

Deutlich ist, dass sich weniger privilegierte junge Menschen stärker in ihren Stadtteilen verorten und weniger mobil im Stadtgebiet unterwegs sind als ihre Altersgenoss*innen. Das zeigen auch die Ergebnisse der lokalen Fallstudie Frankfurt im Rahmen des EU-Forschungsprojektes Partispace (vgl. Lütgens et al. 2019). Es ist zu vermuten, dass zentrale Partizipationsstrukturen für diese jungen Menschen weniger zugänglich und attraktiv sind und es dezentraler, lebensweltbezogener Möglichkeiten bedarf, z.B. stadtteilbezogene Interessen einzubringen.

Öffentliche Plätze, Parks und Nischen stellen für viele junge Menschen zentrale Räume der Interaktion, des Rückzugs, der Aneignung aber auch Sichtbarkeit dar, in den sie sich aber häufig als unerwünscht wahrnehmen. Junge Menschen erleben Erwachsene ihnen gegenüber oftmals nicht nur als unhöflich und abwertend, sondern sie haben auch den Eindruck, dass sie dort, wo sie als Gruppe auftauchen, potenziell als Störenfriede markiert werden, denen immer wieder auch kriminelles Handeln zugesprochen wird. Insbesondere zum Alltag männlicher, migrantischer Jugendlicher gehören häufige Kontrollen durch die Polizei und der Eindruck aufgrund äußerer Merkmale als eher kriminell eingestuft

zu werden, was diese Jugendlichen als diskriminierend und unfair erleben. Sie können als Erfahrungen des racial profiling eingestuft werden.

Schule - Demokratielernen im undemokratischen Setting?

In der Institution Schule verbringen junge Menschen in der Regel nicht nur einen wesentlichen Teil ihres Tages, sie prägt auch diese Lebensphase in starkem Maße und ist gewissermaßen omnipräsent. Junge Menschen stehen unter einem enormen Leistungsdruck, hier werden die Weichen für ihre Teilhabemöglichkeiten an der Erwachsenenwelt gestellt. Andere Themen und Interessen treten häufig dahinter zurück. Zugleich ist es der Ort, der von den jungen Menschen relativ einhellig als Ort beschrieben wird, an dem ihre Bedürfnisse und Sichtweisen, ja häufig noch nicht mal ihre inhaltlichen Positionierungen zu Themen des Lernstoffes Beachtung oder Berücksichtigung finden. Junge Menschen fühlen sich auf ihre Schüler*innerolle reduziert, in der sie zu funktionieren haben. Sie beschreiben Schule als ein selbstreferenzielles System, das vor allem darauf fokussiert ist, sich selbst zu erhalten und kaum resonanzfähig bezogen auf ihre Schüler*innenschaft ist. Demokratielernen ist hier bestenfalls ein Lernen *über* Demokratie in einem Fach wie Politik und Wirtschaft. Man kann dies sowohl unter eine bildungsbezogenen, als auch unter einer demokratischen Perspektive als höchst bedenklich einstufen, dass dieser – neben Familie – zentrale Sozialisationsort von jungen Menschen eher als ein undemokratischer Ort wahrgenommen wird. Daran scheint auch die strukturell verankerte formale Form der Schüler*innenvertretung nicht wesentlich etwas zu ändern, die als Gremium wahrgenommen wird, dass zum einen stark durch Lehrer*innen bestimmt wird und das wenig Macht besitzt Schüler*inneninteressen wirklich geltend zu machen.

Jugendarbeit - individuelle Unterstützung aber keine Demokratiebildung?

Jugendarbeit ist offenbar sehr viel resonanzfähiger bezogen auf die Themen, Bedürfnisse und Interessen junger Menschen als der schulische Kontext. Sie ist – das kommt ihr zugute - strukturell bereits anders angelegt: sie basiert auf Freiwilligkeit der Teilnahme und einer inhaltlichen und zielgruppenbezogenen Offenheit. Junge Menschen, die die Angebote der Jugendarbeit nutzen finden hier zum einen Räume, die sie nach eigenen Vorstellungen nutzen können, aber auch ‚andere Erwachsene‘ und persönliche Ansprechpartner*innen, die ein offenes Ohr haben, Wünsche aufgreifen und in herausfordernden Lebenssituationen unterstützend zur Seite stehen.

Gleichzeitig findet Jugendarbeit in keinem Interview als ein Ort Erwähnung, an dem kollektive Themen, die gesellschaftliche Dimensionen berühren – z.B. die von den Jugendlichen beschriebenen Erfahrungen von Diskriminierung oder sozialer Ungleichheit – aufgegriffen oder gar bearbeitet würden. Das legt den Schluss nahe, dass Fachkräfte solche Erfahrungen als individuelle Belastungen ernst nehmen, aber nicht als kollektive, ‚politische‘ Themen einordnen. Sie werden offenbar individuell bzw. individualisierend bearbeitet, aber nicht als Ausgangspunkt für eine Auseinandersetzung mit gesellschaftlichen Themen gesehen. Hier könnte Jugendarbeit viel stärker einen Auftrag der politischen Bildung bzw. der Demokratiebildung im weitesten Sinne wahrnehmen – Themen, die Jugendliche an sie herantragen auch als politische zu markieren und eine kritische Auseinandersetzung, über Möglichkeiten der Einmischung und Positionierung gemeinsam mit Jugendlichen auszuloten usw. Sie

könnte junge Menschen damit befähigen, z.B. Mechanismen der Diskriminierung zu durchschauen und demgegenüber Handlungsfähigkeit zu entwickeln.

Das Projekt GeBe (Förderung gesellschaftlichen Engagements von benachteiligten Jugendlichen in der Offenen Kinder- und Jugendarbeit), welches Sturzenhecker und Schwerthelm im Rahmen des Projektes „jungbewegt“ entwickelt haben, gibt hier gute Hinweise für eine Realisierung und Qualifizierung eines solchen Selbstverständnisses von Jugendarbeit (vgl. Sturzenhecker 2015).

*Jugendliche positionieren sich zu gesellschaftlichen Themen – aber keine*r hört zu?*

Im Interviewmaterial wird deutlich: Jugendliche thematisieren und problematisieren gesellschaftspolitische Themen und beweisen einen klaren Blick für Herausforderungen des Klimaschutzes, der Mobilität, der Diskriminierung, des Sexismus oder sozialer Ungleichheit. Teilweise artikulieren sie auch sehr konkrete Vorstellungen, was aus Ihrer Sicht verändert werden könnte oder müsste. Gleichzeitig ist klar, dass vor allem den jungen Menschen, die über wenig(er) Erfahrung in politischen Strukturen verfügen, Vorstellungen fehlen, wo solche Vorstellungen so artikuliert werden könnten, dass sie wahrgenommen würden und wie sie Einfluss nehmen können. Beziehungsweise ist die Frage, inwiefern sie – ihrer Erfahrungen mit den meisten Erwachsenen entsprechend – quasi stillschweigend davon ausgehen, dass ihre Perspektiven ohnehin kaum interessieren. Wer tritt also außerhalb des von uns geführten Interviews aktiv in den Dialog mit ihnen?

Studienergebnisse zeigen (z.B. Schwanenflügel 2015 und Aner 2006), dass die Vorstellung sich beteiligen zu können und zu wollen, voraussetzt, dass junge Menschen die Erfahrung gemacht haben, dass die Welt veränderbar ist. Mit Blick auf eine breite Beteiligung junger Menschen in Frankfurt, stellt sich daher die Frage: Wo können sie in ihrem Alltag die Erfahrung machen, dass sie gehört werden, dass von Interesse ist, was sie zu sagen haben und dass sie tatsächlich Einfluss auf Entscheidungen und Entwicklungen nehmen können?

Partizipation als Frage der richtigen Sprache und des passenden Habitus

Die Ergebnisse des Befragungsprojektes verweisen darauf, dass eine ‚passende‘ Sprache und der ‚richtige‘ Habitus in Partizipations-Interaktionen eine nicht zu vernachlässigende Rolle spielen. Sie wird darin sichtbar, dass die interviewten jungen Menschen darauf verweisen, dass es wichtig oder sogar entscheiden dafür ist, um von Erwachsenen gehört und ernst genommen zu werden, den ‚richtigen Ton‘ zu treffen und angemessen aufzutreten, also z.B. ‚ordentlich gekleidet‘ zu sein. Eher emotionsgeladene, jugendsprachliche oder konflikthafte Äußerungen haben offenbar sehr viel weniger Chance von Erwachsenen gehört zu werden. Dabei wird nicht klar, ob diese als unangemessen zurückgewiesen oder nicht als Einmischungs- oder Selbstbestimmungsversuche ‚erkannt‘ bzw. ‚entschlüsselt‘ werden können.

Vor diesem Hintergrund wird die mögliche Tragweite einer zweiten Beobachtung sichtbar: junge Menschen unterscheiden sich sprachlich auch entlang der Zugehörigkeit zu sozialen Schichten. Während formal niedriger gebildete junge Menschen über ihre Anliegen und Partizipations(-

Erfahrungen) häufiger in einer alltagsbezogenen, emotionsbetonteren Sprache sprechen, nutzen formal höher gebildete junge Menschen, die in der Regel auch über mehr Erfahrungen im politischen Kontext verfügen, spezifischere Begriffe des politischen Systems und eine sachbezogener Sprache. Vor diesem Hintergrund muss davon ausgegangen werden, dass formal höher gebildete junge Menschen eine höhere Chance haben mit ihren Anliegen gehört zu werden als ihre Altersgenoss*innen.

Partizipation ist ein Aneignungsprozess mit ungleichen Voraussetzungen

In der Darstellung der Ergebnisse ist an unterschiedlichen Stellen deutlich geworden, dass Partizipation, die Idee sich einmischen zu können, eigene Positionen einzubringen oder sich im engeren Sinne in politischen Strukturen einzubringen, als ein Aneignungsprozess gesehen werden muss. Es ist ein Prozess des Learning by Doing, in dem es sowohl darum geht überhaupt die Erfahrung zu machen, dass man gehört wird, das man etwas zu sagen hat und Einfluss auf Bedingungen nehmen kann. Es ist aber auch ein Prozess des Vertrautwerdens mit einer spezifischen Sprache, mit Begriffen und Strukturen. Junge Menschen starten hier allerdings von unterschiedlichen Positionen, die sich in ihrer Sprache und ihrem Habitus, aber auch ihren Vorerfahrungen zeigt, die etablierte Partizipationskontexte mehr oder weniger einfach zugänglich macht. Eine konsequente Betrachtung und Reflexion von Partizipation unter einer diversitätssensiblen Perspektive sind daher zentral. Jugendliche weisen unterschiedliche Passungen zu Beteiligungs- und Partizipationsmöglichkeiten auf und machen damit divergente Aneignungserfahrungen. Während es für einen Teil der jungen Menschen in der Regel einfacher ist (positive) Beteiligungserfahrungen zu machen und damit auch ihren Radius der Einbringung immer weiter auszuweiten, geraten andere, die diese Erfahrungen nicht machen in eine Abwärtsspirale und laufen Gefahr den Anschluss zu verlieren.

Junge Menschen als (noch) nicht ernst zu nehmende Bürger*innen

Jugendliche erleben sich im Kontakt mit Erwachsenen im öffentlichen Raum und im schulischen Kontext häufig als Gegenüber, die in Interaktionen nicht ernst genommen werden, hierauf verweisen auch die aktuelle Sinusstudie (vgl. Calmbach u.a. 2020) und die JuCo-Studie (vgl. Andresen u.a. 2020). Sie verdeutlichen z.B., dass junge Menschen zu wenig in Entscheidungen, die sie betreffen, einbezogen werden oder sich auf ihre Rolle als Schüler*innen reduziert sehen, die vor allem funktionieren sollen. In unseren Interviews wird außerdem deutlich, dass junge Menschen den Eindruck haben, dass von ihnen erwartet wird, dass sie sich gegenüber Erwachsenen an Regeln des höflichen oder respektvollen Umgangs halten, diese Regeln umgekehrt jedoch nicht zu gelten scheinen, ihnen Erwachsenen häufig wenig respektvoll begegnen. Hier scheint ein Bild Erwachsener von Jugend und Jugendlichen sichtbar, das Heranwachsende offenbar aufgrund ihres Alters als wenig ernst zu nehmend betrachtet oder ihnen möglicherweise die Fähigkeit oder Berechtigung absprechen eine eigene Position vertreten zu können. Diese Form der Diskriminierung kann im Begriff des ‚Adultismus‘ gefasst werden, der jungen Menschen einerseits vermittelt, dass die Abwertung anderer Personen in Ordnung ist, sie sich ihrerseits aber an bestimmte Regeln zu halten haben, die für andere nicht gelten – eine widersprüchliche Botschaft, die wenig geeignet scheint, jungen Menschen zu vermitteln, dass sie ein wertgeschätzter Teil dieser Gesellschaft sind.

Zugänge zu Beteiligung und Attraktivität bestehender Beteiligungsstrukturen

Zugänge zu formalen Beteiligungsformen finden junge Menschen häufig in Institutionen des Aufwachsens, wie z.B. der Schule, die aber häufig stark von Erwachsenen reguliert werden und damit deutlich selektiv sind: es sind oft diejenigen Jugendlichen, die Erwachsene als ‚fähig‘ einschätzen, sich weitgehend regelkonform verhalten, die ermutigt werden, sich zu beteiligen oder zur Wahl zu stellen.

Formale Partizipationsformen, wie z.B. die Schülervereine*innen, scheinen auch sonst stark von

Iljas, 15

„Wir ham halt auch eh, so zum Beispiel keine Lust jetzt irgendwo hin zu gehen und das extra zu sagen, zum Beispiel, es wär ja viel besser wenn man, ja man kann ja auch diese Umfragen machen, über's Internet und so, aber man weiß ja nich wo man sich da wenden soll, am Ende isses ja irgend'ne Fake-Website oder so“

Erwachsenen bestimmt und gerahmt zu werden. Sie sind aus Sicht von jungen Menschen häufig bürokratisch, das Engagement zeitaufwändig und es wird Verlässlichkeit und Disziplin erwartet. Die wirklichen Einfluss- und Mitbestimmungsmöglichkeiten bleiben zugleich begrenzt. Selbstverwaltete Beteiligungskontexte, wie die Fridays for Future, stellen sich demgegenüber als hoch flexibel dar, jede*r kann selbst entscheiden, wie intensiv er*sie sich zeitlich und inhaltlich einbringt, zugleich scheint es möglich eine zentrale Rolle zu übernehmen, wenn man sich das zutraut und ‚hier‘ ruft.

Deutlich ist auch: attraktiv sind Partizipationskontexte für viele jungen Menschen weniger, weil sie da eine

Position besetzen können, als gemeinsam mit anderen etwas zu bewegen, aber auch etwas zu erleben, Spaß zu haben, zuzugehören und sich im besten Falle als wirkmächtig zu erleben.

Was sich Jugendliche wünschen

In unseren Interviews wird deutlich, dass Jugendliche zum Teil sehr konkrete Vorstellungen haben, was wie verändert werden sollte. Dabei wird auch klar, dass es häufig ganz unterschiedliche Themen sind, die sich auf ihren Stadtteil oder spezifische Aspekte in ihrer Schule beziehen. Sie wollen dort mitreden, wo sie mehr oder weniger direkt betroffen sind. Sie denken aber durchaus auch für andere Menschen mit, wenn sie finden, dass es neben jedem Mülleimer einen Pfandflaschenbehälter geben sollte, um Menschen, die darauf angewiesen sind das Flaschensammeln zu erleichtern oder wenn sie den permanenten Baustellenlärm in ihrem Wohngebiet und seine Belastung für ältere Menschen problematisieren.

Es scheint jedoch einen Wunsch zu geben, der zumindest einen wesentlichen Anteil der Jugendlichen vereint: sie wünschen sie mehr öffentlich-zugängliche Räume, die ihren Interessen sich zu treffen, zusammensitzen, aber auch sich zu bewegen, entsprechen. Räume, die nicht von Erwachsenen(-interessen) dominiert sind, in denen sie Erwachsene weder stören noch von ihnen gestört oder verdächtigt werden. Räume, in denen sie keinem Konsumzwang unterworfen sind, in dem es aber notfalls auch ein Dach gibt, das vor Regen und Kälte schützt und etwas Essbares erreichbar ist.

6 Schlussfolgerungen und Handlungsempfehlungen

Vor dem Hintergrund der herausgearbeiteten Erkenntnisse werden abschließend einige Schlussfolgerungen und Empfehlungen für die Verankerung möglicher Beteiligungsstrukturen formuliert.

Partizipation setzt ein Bewusstsein für Diversität und Diskriminierungserfahrungen voraus

Im Forschungsprozess zeigte sich, dass gerade gesellschaftliche Kategorien wie Alter, Gender, sexuelle Orientierung, Ethnizität und sozialer Status auch bezogen auf Zugänge zu Partizipationskontexten und (positiven) Erfahrungen der Beteiligung und Anerkennung als Gegenüber mit eigenen Vorstellungen und Positionen wirkmächtig sind. „Diskriminierung kann Teilhabe verhindern“ schlussfolgert Schlenzka (2017) in einer Studie zum Zusammenhang von Diskriminierung und Partizipation. Letzteres heißt dazugehören, sich als ein anerkanntes und wertgeschätztes Mitglied eines Gemeinwesens zu erfahren und mitgestalten, Einfluss auf die (eigenen) Lebensbedingungen in einem Gemeinwesen nehmen zu können. Die Studienergebnisse zeigen sehr offensichtliche Diskriminierungserfahrungen, die junge Menschen aufgrund ihres (jungen) Alters, als Migrant*innen, als junge Frauen oder auch queere junge Menschen in der Gesellschaft machen, sie sind vielfach auch durch andere Studien belegt (z.B. Timmermanns 2017, Diehl 2017). Deutlich werden aber auch die Wirkmechanismen sozialer Ungleichheit, in denen z.B. Sprache, Habitus und die Anpassungsfähigkeit an bürgerliche Normalitätsvorstellungen Zugänge zu Beteiligungsmöglichkeiten eröffnen oder schließen. Sie entscheiden darüber, ob junge Menschen für ein ‚Amt‘ vorgeschlagen werden, ob ihre Positionierungen gehört und ernst genommen oder abgewertet werden, ob sie also positive Partizipationserfahrungen machen können oder eben nicht. Partizipation ist ein Aneignungsprozess (vgl. Schwanenflügel 2015): der Wunsch und die Fähigkeiten zur Selbst- und Mitbestimmung wachsen dort, wo junge Menschen positive Beteiligungserfahrungen in ihrem Alltag machen können und ein (wachsendes Selbstbewusstsein) entwickeln können, dass sie ein wertgeschätzter Teil des Gemeinwesens sind. Diese Erfahrung machen sie in der Regel da, wo sie mit ihren Selbstbestimmungsäußerungen und Einmischungsversuchen – auch wenn die Form nicht immer den Vorstellungen Erwachsener entspricht – ernst genommen werden. Das Vorhaben Beteiligungsmöglichkeiten grundsätzlich für alle Jugendlichen der Stadt Frankfurt offen zu halten bedeutet hohe Sensibilität für eben jene Ungleichheits-Dimensionen und Diversitätslinien und das stetige Mitdenken diversitätssensibler Aspekte. Konkret bedeutet dies, das Schaffen von möglichst vielfältigen Aneignungsmöglichkeiten zur Partizipation, die möglichst anschlussfähig an eine Vielzahl unterschiedlicher Jugendlicher sind. Hierzu braucht es eine entsprechende Infrastruktur, die stetig Zugangschancen und auch -hemmnisse reflektiert und immer wieder bewusst neue Zugänge und Anschlussmöglichkeiten für junge Menschen schafft.

Partizipation braucht Anerkennung und Dialog

Junge Menschen, die sich in ihren Selbstbestimmungsäußerungen und Einmischungsversuchen nicht anerkannt und gesehen sehen, fühlen sich weniger autorisiert oder angesprochen, sich einzumischen,

gewinnen den Eindruck, dass es sich nicht lohnt, sich zu äußern oder haben keine Idee, wen sie ansprechen könnten oder wo ein Anliegen wahrgenommen und gehört wird. Das heißt keineswegs, dass sie keine Gestaltungs-Vorstellungen oder keine Kritik hätten – sie fühlen sich schlichtweg nicht gefragt. Partizipation braucht einen fortwährenden, offenen und anerkennenden Dialog zwischen jungen Menschen und Erwachsenen bzw. dem Gemeinwesen.

Sozialräumliche Bezüge und lebensweltliche Passung

Junge Menschen haben unterschiedliche sozialräumliche Bezüge, die in einer Partizipationsstruktur mitgedacht werden müssen. Vor allem die weniger privilegierten jungen Menschen verorten sich sehr viel stärker im stadtteilbezogenen Nahraum, sind weniger mobil. Andere Stadtteile oder Innenstadträume werden insbesondere von jungen Frauen oder weniger mobilen jungen Menschen als problematisch, gefährlich oder gar diskriminierend wahrgenommen. Entsprechend formulieren junge Menschen entweder stärker stadtteilbezogene oder –übergreifende Themen, Anliegen und Vorstellungen, die möglicherweise unterschiedliche Orte der Bearbeitung brauchen. Über alle Unterschiede hinweg verbunden scheinen junge Menschen in dem Wunsch nach mehr erwachsenenfreien, konsumzwangfreien und gut erreichbaren Räumen für junge Menschen, die auch in Abendstunden zugänglich sind.

Partizipation ist auf Grundlage dessen nicht nur in einem bestimmten Setting oder an einem bestimmten Ort denkbar, wie es beispielsweise ein Jugendparlament wäre, sondern muss an die Vielfalt jugendlicher Lebensweltbezüge anknüpfen und in diesen Bezügen stattfinden und verankert sein. Eine lebensweltliche Passung zwischen jugendlichen Lebenswelten und Partizipationsmöglichkeiten herzustellen bedarf einer Einbeziehung und systematischen Nutzung von Institutionen jugendlichen Aufwachsens, so z.B. Schule, Offener Kinder- und Jugendarbeit, öffentlicher Räume, als auch bspw. digitaler Treffpunkte und Sozialer Medien. Neben einer stringenten Beteiligung in Belangen ihren Lebensalltag betreffend, bedarf es einer niedrighwelligen Verortung von Partizipationsmöglichkeiten, die fest in die Strukturen der etablierten Entscheidungsebene wie dem Stadt- oder Jugendparlament verankert werden, sodass die in der Lebenswelt geäußerten Beteiligungsversuche an den Entscheidungsorten politischen Handelns rückgespielt werden und es dort zur Entscheidung der Anliegen der Jugendlichen kommt. So wird zum einen eine Passung zwischen politischen Entscheidungsstrukturen auf der einen und zum anderen den lebensweltlichen Logiken jugendlicher hergestellt. Grundlegend sind hierfür zunächst eine hohe Sichtbarkeit und Transparenz von bestehenden Strukturen und Möglichkeiten der Beteiligung.

Jugendlichen Eigensinn mitdenken

Klassische, formale Partizipationsstrukturen, in der Regel von Erwachsenen eingerichtet, werden von jungen Menschen eher als starr, unbeweglich, disziplinierend, zeitaufwändig und häufig nur bedingt mit Macht ausgestattet, Dinge wirklich entscheiden zu können, beschrieben. Sie scheinen damit zunächst eine eher geringe Attraktivität aufzuweisen. Demgegenüber werden flexiblere Strukturen geschätzt, die ihnen große Entscheidungsfreiheit lassen ihr Engagement auch kurzfristig und flexibel zu ‚steuern‘.

Empfehlungen und Ideen

Diese komplexen Zusammenhänge machen deutlich, dass der Anspruch Beteiligungs- und Partizipationsmöglichkeiten zumindest potenziell für alle jungen Menschen in einer Kommune offenzuhalten, weit über die Frage hinausreicht, wie ein Jugendgemeinderat verfasst werden könnte oder welche Gremien und Angebote geschaffen werden könnten, die junge Menschen einladen ihre Perspektiven zu formulieren. Sie laufen Gefahr ‚Partizipationsinseln‘ zu bleiben, die schlussendlich von den jungen Menschen genutzt werden, die bereits über (positive) Partizipationserfahrungen verfügen, davon ausgehen können, dass sie gehört werden und sich autorisiert fühlen, diese zu nutzen.

Ganz konkret könnte ein solcher Prozess bspw. über folgende Punkte angeregt werden:

Damit sich junge Menschen als Mitbürger*innen angesprochen fühlen und ihre Beteiligung auch als gewollt erfahren, wäre ein öffentlicher Diskurs über die Rechte von Jugendlichen in der Stadtgesellschaft anzustoßen, bei dem es zum einen darum geht, wie Jugendliche in der Öffentlichkeit, aber auch medial wahrgenommen werden und welche Rechte sie auch oder gerade als Jugendliche haben, in dem aber auch die Erfahrungen junger Menschen (z.B. von Adultismus, racial profiling, Sexismus) thematisiert werden können; z.B. eine Auseinandersetzung über das Recht sich im öffentlichen Raum zu treffen. Eine Möglichkeit einen solchen Diskussionsprozess anzustoßen, könnte z.B. über eine ‚freche‘ Kampagne eröffnet werden, die typische Jugendbilder auf Erwachsene überträgt, die sich ‚im Park zusammenrotten‘ oder ähnliches. Weitere Möglichkeiten könnten die öffentliche Diskussion und Entwicklung einer möglichen Jugendrechtecharta sein, wie sie bereits im Rahmen des Projektes „Partispace“ vorgeschlagen wurde.

Einen Demokratisierungsprozess der Institution Schule anzustoßen (oder zumindest eine Diskussion darüber), die nicht auf die Einrichtung von Gremien, sondern auf das Etablieren einer demokratischen Schulkultur zielt, in der junge Menschen ermächtigt werden, diesen zentralen Lebensort mitgestalten zu können. Ziel müsste es sein, für möglichst viele junge Menschen und möglichst früh Demokratie (positiv) erfahrbar zu machen und weniger über Demokratie zu ‚belehren‘. Möglicherweise könnte hier Schulsozialarbeit auch eine zentrale Rolle spielen, wenn sie hierzu ‚autorisiert‘ würde.

Offene Kinder- und Jugendarbeit, im Sinne einer Infrastruktur für alle jungen Menschen, stärker als einen sozialraum- und einzugsgebietorientierten Ort zu etablieren, der sich auf Stadtteilebene als eine ‚politische Akteurin‘ und auch als Ansprechpartner*in für Jugendliche begreift, die nicht zur primären Besucher*innenschaft der Einrichtung zählen, als Lobby für die Interessen und Bedarfe junger Menschen in ihrem Stadtteil. Sie könnte den Auftrag haben (und die Mittel), diese Interessen und Bedarfe immer wieder abzufragen, darauf basierend ihre Angebote im Jugendhaus zu gestalten und das, was auf kommunalpolitischer Ebene relevant ist, gemeinsam mit den jungen Menschen an den entsprechenden Stellen einzuspeisen.

Partizipation bezogen auf seine Formen vielfältig zu denken und keine starren Strukturen zu etablieren, die – einmal entwickelt – quasi für alle Zeiten festgeschrieben sind. Die Entwicklung von Möglichkeiten der Beteiligung und Einmischung also selbst als einen fortwährenden Partizipationsprozess zu

konzipieren, der sich weiterentwickelt und so weit wie möglich ‚resonanzfähig‘ bleibt für unterschiedliche Formen der Interessensartikulation und Einmischung junger Menschen in all ihrer Unterschiedlichkeit und ihren unterschiedlichen Bezügen und Bedarfen. Es bedarf informeller, durchlässiger und auch flexibler Partizipationsformen, die einer hoch belasteten Jugendphase zum einen, aber zum anderen auch einer jugendlichen Entwicklungsphase mit ganz besonderem Eigensinn und typischen Verhaltensweisen Rechnung tragen.

7 Quellenverzeichnis

- Albert, Mathias/Hurrelmann, Klaus/Quenzel, Gudrun (2019): Jugend 2019. Eine Generation meldet sich zu Wort. In: Deutsche Shell Holding (Hrsg.): 18. Shell Jugendstudie.
- Albert, Mathias/Hurrelmann, Klaus/Quenzel, Gudrun (2010): Jugend 2010. In: Deutsche Shell Holding (Hrsg.): 16. Shell Jugendstudie.
- Aner, Kirsten (2006): Wunsch und Wirklichkeit – zivilgesellschaftliches Engagement zwischen sozialpolitischen Erwartungen und individuellem Handeln. *neue praxis*, 36. Jg., 1, 53-68.
- BMFSFJ/Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hrsg.) (2017): 15. Kinder- und Jugendbericht. Bericht über die Lebenssituation junger Menschen und die Leistungen der Kinder- und Jugendhilfe in Deutschland, Berlin: o.V.
- BMFSFJ/Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hrsg.) (2009): 13. Kinder- und Jugendbericht des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend. Berlin: o.V.
- Böhnisch, Lothar/Schefold, Werner (2017): Materialien zum Jugend in den Jugendberichten. Materialien zum 15. Kinder- und Jugendbericht, Sachverständigenkommission 15. Kinder- und Jugendbericht (Hrsg.). Online im Internet: https://www.dji.de/fileadmin/user_upload/bibs2017/15_KJB_Boehnisch_18_04_17zu.pdf, [Abgerufen am 05.11.2020].
- Bundesjugendkuratorium (Hrsg.) (2009): Partizipation von Kindern und Jugendlichen – Zwischen Anspruch und Wirklichkeit. Online im Internet: [bjk_2009_2_stellungnahme_partizipation.pdf](http://www.bundesjugendkuratorium.de/bjk_2009_2_stellungnahme_partizipation.pdf) (bundesjugendkuratorium.de), [Abgerufen am 27.11.2020].
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) (2009): Kinder- und Jugendbericht des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend. Berlin: BMFSFJ.
- Calmbach, Marc u.a. (2020): SINUS-Jugendstudie 2020 – Wie ticken Jugendliche? Lebenswelten von Jugendlichen im Alter von 14 bis 17 Jahren in Deutschland, Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung.
- Ehnert, Katrin/Hädicke, Maximiliane (2020): Partizipation wozu? – Impulse von Kooperationen zwischen Schule und Jugendhilfe im Kontext Demokratieförderung. In: Gerhartz-Reiter, Sabine/Reisenauer, Cathrin (Hrsg.): Partizipation und Schule, Wiesbaden: Springer VS, 93-111.
- Feichter, Helene J. (2020): Die Grammatik der Schule als Partizipationshindernis. Organisationstheoretische und schulkulturelle Überlegungen. In: Gerhartz-Reiter, Sabine/Reisenauer, Cathrin (Hrsg.): Partizipation und Schule, Wiesbaden: Springer VS, 25-40.
- Gaiser, Wolfgang, & Gille, Martina (2012). Soziale und politische Partizipation. Trends, Differenzierungen, Herausforderungen. In T. Rauschenbach & W. Bien (Hrsg.), *Aufwachsen in Deutschland. AID:A – Der neue DJI-Survey* (S. 136-159). Weinheim & Basel: Beltz Juventa.

Gerhard, Volker (2007): Partizipation. Das Prinzip der Politik, München: C. H. Beck.

Jakob, Gisela (2003): Biografische Strukturen bürgerschaftlichen Engagements. Zur Bedeutung biografischer Ereignisse und Erfahrungen für ein gemeinwohlorientiertes Engagement. In: Munsch, Chantal (Hrsg.): Sozial Benachteiligte engagieren sich doch. Über lokales Engagement und soziale Ausgrenzung und die Schwierigkeiten der Gemeinwesenarbeit, Weinheim u.a.: Juventa, 79-96.

Lütgens, Jessica/Mengilli, Yağmur/Pohl, Axel/Schwanenflügel, Larissa von/Walther, Andreas (2019): Jugendpartizipation in Frankfurt. Zusammenfassung der Frankfurter Ergebnisse des EU-Projektes PARTISPACE.

Munsch, Chantal (2011): Engagement und Ausgrenzung – Theoretische Zugänge zur Klärung eines ambivalenten Verhältnisses. In: Forschungsjournal Soziale Bewegungen, 24. Jg., 3, 48-55.

Picot, Sibylle (2011): Jugend in der Zivilgesellschaft. Freiwilliges Engagement Jugendlichen von 1999 bis 2009. Kurzbericht April 2011, Gütersloh: Bertelmann-Stiftung.

Rancière, Jacques (2002): Das Unvernehmen, Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Reutlinger, Christian (2001): Unsichtbare Bewältigungskarten von Jugendlichen in gespaltenen Städten. Sozialpädagogik des Jugendraumes aus sozialgeographischer Perspektive, Dresden: Technische Universität Dresden.

Rieker, P., Mörgen, R., Schnitzer, A., Stroezel, H. (2016). Partizipation von Kindern und Jugendlichen. Formen, Bedingungen sowie Möglichkeiten der Mitwirkung und Mitbestimmung in der Schweiz. Wiesbaden: Springer VS.

Schwanenflügel, Larissa (2011): „...dass ich ja doch was ändern kann“: Biographische Relevanz von Partizipation für benachteiligte Jugendliche in der Jugendarbeit. In: Pohl, Axel/Stauber, Barbara/Walther, Andreas (Hrsg.): Jugend als Akteurin sozialen Wandels (237-262). Weinheim/München: Juventa.

Schwanenflügel, Larissa/Walther Andreas (2013): Partizipation und Teilhabe. Online im Internet: <https://www.kubi-online.de/artikel/partizipation-teilhabe>, [Abgerufen am 27.11.2020].

Schwanenflügel, Larissa (2015): Partizipationsbiographien Jugendlicher. Zur subjektiven Bedeutung von Partizipation im Kontext Sozialer Ungleichheit, Wiesbaden. Springer VS.

Schwanenflügel, Larissa von/Walther, Andreas (2019): Partizipation zwischen Konflikt und Gerechtigkeit. In: Pohl, Axel/Reutlinger, Christian/Walther, Andreas/Annegret, Wigger (Hrsg.): Praktiken Jugendlicher im öffentlichen Raum – Zwischen Selbstdarstellung und Teilhabeansprüchen. Ein Beitrag zur Partizipationsdebatte, Wiesbaden: Springer VS, 89-114.

Schlenzka, Nathalie (2017): Diskriminierung als Teilhabebehinderung– Erkenntnisse der Studie »Diskriminierungserfahrungen in Deutschland. In: Diehl, Elke (Hrsg.): Teilhabe für alle ?! Lebensrealitäten zwischen Diskriminierung und Partizipation. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung, S.258-272.

- Schwerthelm, Moritz (2018): Demokratische Partizipation in der Offenen Jugendarbeit – Teilnahmeversuche von Jugendlichen. In: Kammerer, B. (Hrsg.): "Auf dem Weg zur jugendgerechten Kommune? -Neue Ansätze der Partizipation Jugendlicher". Nürnberg. S. 107-128.
- Stroezel, Holger u.a. (2016): Partizipation von Kindern und Jugendlichen. Formen, Bedingungen sowie Möglichkeiten der Mitwirkung und Mitbestimmung in der Schweiz, Wiesbaden: Springer VS.
- Sturzenhecker, Benedikt (2013): Demokratiebildung in der Offenen Kinder- und Jugendarbeit. In: Deinet, Ulrich/ Sturzenhecker, Benedikt (Hrsg.): Handbuch Offene Kinder- und Jugendarbeit: Wiesbaden: VS, S. 325-337
- Sturzenhecker, Benedikt (2015): Förderung gesellschaftlichen Engagements Benachteiligter in der Offenen Kinder- und Jugendarbeit. Erfolge und Schwierigkeiten. Zur Evaluation des gleichnamigen Projekts der Bertelsmann Stiftung, Hamburg: Bertelsmann Stiftung.
- Timmermanns, Stefan (2017): "LSBT*-Jugendliche und junge Erwachsene: (K)Ein Thema für die Jugendforschung?!". Diskurs Kindheits- und Jugendforschung / Discourse. Journal of Childhood and Adolescence Research, 12(2), 131-143.
- Walther, Andreas; Batsleer, Janet; Loncle, Patricia; Pohl, Axel (Eds.) (2020): Young People and the Struggle for Participation. Contested Practices, Power and Pedagogies in Public Spaces. London: Routledge. DOI: 10.4324/9780429432095
- Wilmes, Johanna/Lips, Anna/Heyer, Lea (2020): Datenhandbuch zur bundesweiten Studie JuCo, Hildesheim: Universitätsverlag Hildesheim.